

LOUIS DE KERMORVAND

DER ORANG-OUTANG IN EUROPA

LOUIS DE KERMORVAND

Der Orang-Outang in Europa

ODER DER POHLE NACH SEINER WAHREN
BESCHAFFENHEIT



ORANGUTAN EUROPEJSKI

Orangutan europejski, CZYLI POLAK TAKI, JAKI JEST

*Księdzu
Jackowi Skoczylasowi
z wdzięcznością za dar przyjaźni*

QUELLEN UND DARSTELLUNGEN
ZUR DEUTSCH-POLNISCHEN BEZIEHUNGSGESCHICHTE
IN DER FRÜHEN NEUZEIT UND IM 19. JAHRHUNDERT

ŹRÓDŁA I OPRACOWANIA
DO DZIEJÓW STOSUNKÓW POLSKO-NIEMIECKICH
W EPOCE NOWOŻYTNEJ I XIX WIEKU

Publikationsreihe des Zentrums für Historische Forschung Berlin
der Polnischen Akademie der Wissenschaften
und des Museums der Geschichte Polens in Warschau

Seria wydawnicza Centrum Badań Historycznych
Polskiej Akademii Nauk w Berlinie
i Muzeum Historii Polski w Warszawie

Band / Tom 4

Louis de Kermorvand

DER ORANG-OUTANG IN EUROPA
ODER DER POHLE NACH SEINER WAHREN
BESCHAFFENHEIT

ORANGUTAN EUROPEJSKI,
CZYLI POLAK TAKI, JAKI JEST

Herausgegeben von / wydał
Jacek Kordel

Berlin · Warszawa 2025

Recenzenci naukowi tomu 4.:
prof. dr hab. dr h. c. Michael G. Müller
prof. dr hab. Zofia Zielińska

Redakcja naukowa i tłumaczenie: Jacek Kordel (Uniwersytet Warszawski)

Redakcja językowa i korekta: Monika Wrzosek-Müller, Maciej Jaworski,
Jacek Kordel, Dorota Mazek

Redaktor prowadzący: Dorota Mazek

Projekt graficzny okładki: Sylwia Szafrąńska
Skład: Max Szot

Tytuł oryginału: *L'orang-outang d'Europe ou le Polonois tel, qu'il est. Ouvrage méthodique, qui a remporté un prix d'histoire naturelle en 1779.*

Tytuł wersji niemieckiej: *Der Orang-Outang in Europa oder der Pohle nach seiner wahren Beschaffenheit. Eine methodische Schrift, welche im Jahr 1779 einen Preis in der Naturgeschichtegetragen hat.*

© for the Polish edition by Centrum Badań Historycznych PAN w Berlinie 2025

© for the Polish edition by by Muzeum Historii Polski w Warszawie 2025

Praca powstała w ramach projektu „Tłumaczenie tolerancji: koncepcje, teksty i pośrednicy między Polską a protestanckimi Niemcami (1645–1795)”, finansowanego przez Narodowe Centrum Nauki (program Beethoven Classic 4, nr rej. 2020/39/G/HS3/01805).”

Publikacja dofinansowana ze środków Uniwersytetu Warszawskiego.



Ministerstwo Kultury
i Dziedzictwa Narodowego



ZENTRUM für HISTORISCHE FORSCHUNG BERLIN
der Polnischen Akademie der Wissenschaften
CENTRUM BADAŃ HISTORYCZNYCH
Polskiej Akademii Nauk w Berlinie



ISBN 978-83-68366-08-2 (Druk)

ISBN 978-83-68366-09-9 (E-book)

Wydanie pierwsze

Druk:
Elpil

INHALTSVERZEICHNIS / SPIS TREŚCI

Jacek Kordel

Affen und Sarmaten. Autorschaft, Entstehung und satirisches Programm von „Der Orang-Outang in Europa“ 7

Louis de Kermorvand

Der Orang-Outang in Europa oder der Pohle nach seiner wahren Beschaffenheit. Eine methodische Schrift, welche im Jahr 1779 einen Preis in der Naturgeschichte getragen hat (herausgegeben und kommentiert von Jacek Kordel) 41

Jacek Kordel

Małpy i sarmaci. Autorstwo, okoliczności powstania i treść „Orangutana europejskiego” 81

Louis de Kermorvand

Orangutan europejski, czyli Polak taki, jaki jest. Dzieło metodyczne zwieńczone nagrodą w dziedzinie historii naturalnej w 1779 roku (z języka francuskiego przetłumaczył i przypisami opatrzył Jacek Kordel) 109

Abbildungsverzeichnis / Spis ilustracji 143

AFFEN UND SARMATEN.
AUTORSCHAFT, ENTSTEHUNG UND SATIRISCHES PROGRAMM
VON *DER ORANG-OUTANG IN EUROPA*

DIE POLNISCH-LITAUISCHE ADELSREPUBLIK des 18. Jahrhunderts hatte in der europäischen öffentlichen Meinung keinen guten Ruf. Selbst unter den ihr wohlgesonnenen Autoren überwog ein kritischer Ton. Die *Rzeczpospolita* stand in völligem Gegensatz zu einer gut organisierten, aufgeklärten Monarchie mit einem effizient funktionierenden bürokratischen Apparat, einer starken und modernen Armee sowie blühenden Städten, Manufakturen und Handel. In Enzyklopädien, Reiseberichten, Zeitungen und Zeitschriften, in der Korrespondenz von Gelehrten und Diplomaten, in philosophischen Abhandlungen und internationalen Verträgen schrieb man von politischer Anarchie, die vorgeblich in den verfassungsmäßigen Missständen wurzelte. Kritik richtete sich gegen die zivilisatorische Rückständigkeit, die sich in der dominierenden Stellung des Adels im Staat, der Benachteiligung des Bürgertums und der Leibeigenschaft der Bauern manifestierte. Man betonte, dass das im finstersten Mittelalter verwurzelte Rechtssystem (das vor allem die Freiheiten der adligen „Herren Brüder“ hervorhob) die Schwäche der Armee zementierte, ebenso wie die archaischen sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse, aufgrund welcher der Staat dauerhaft handlungsunfähig blieb. Der Katalog der polnischen nationalen Laster wurde im Zuge der Verleumdungskampagnen, die von den Höfen in Berlin und Petersburg inspiriert und finanziert wurden, noch erweitert um den Vorwurf der Intoleranz und des religiösen Fanatismus.

Jean-Jacques Rousseau, der der Adelsrepublik eigentlich durchaus wohlwollend gegenüberstand, schrieb am Vorabend der ersten Teilung: „Liest man die Geschichte der Regierung von Polen, so begreift man nur mit Mühe, wie ein derart wunderlich verfaßter Staat so lange bestehen konnte. Ein großer Körper, gebildet aus einer Vielzahl toter und einer kleinen Zahl abgetrennter Glieder, deren sämtliche, sich fast unabhängig voneinander vollziehende, jedes gemeinsamen Zwecks entbehrende Bewegungen sich

wechselseitig lahmlegen; ein Körper, der sich heftig bewegt, aber nichts bewirkt; der keinem Angreifer zu widerstehen vermag, in jedem Jahrhundert fünf- oder sechsmal zerfällt, bei jeder Anstrengung, die er unternehmen, jeder Not, der er wehren will, in Lähmung verfällt und der trotz alledem lebt und seine Kraft bewahrt; das ist wohl eines der eigenartigsten Schauspiele, das sich einem denkenden Wesen darbieten mag“.¹

Den Ton gaben jedoch nicht die der Adelsrepublik wohlgesinnten Stimmen an. Es überrascht daher nicht, dass nicht nur solche Autoren, deren Geldbeutel von den Monarchen der benachbarten Staaten reichlich gefüllt wurden, abfällig über Polen schrieben. Als die europäische öffentliche Meinung, im Einklang mit der Diplomatie der Teilungsmächte und unterstützt durch den Einfluss großzügig entlohnter Spitzenautoren der Aufklärung – darunter der große Voltaire – erklärte, dass die erste Teilung eine „Strafe für die abscheuliche Anarchie“ gewesen sei², verwies man umso bereitwilliger auf die tatsächlichen und vermeintlichen polnischen Schwächen und Fehler. Man wollte nicht zur Kenntnis nehmen, dass die von den Großmächten exekutierte Teilung auch und gerade eine Reaktion auf den Versuch darstellte, die Fesseln der Fremdbestimmung, die der Adelsrepublik schon Jahrzehnte zuvor auferlegt worden waren, abzuwerfen, den Staat zu modernisieren und die Gesellschaft aufzuklären. Ungeachtet beträchtlicher Erfolge auf dem Gebiet der Kultur und Bildung sowie der Bemühungen, die Staatsordnung zu reformieren und die Armee zu stärken – Bestrebungen, die bereits zu Zeiten Augusts III. begonnen hatten und mit großem Elan nach der Thronbesteigung Stanislaus Augusts fortgesetzt wurden –, überboten sich die Kritiker darin, die Adelsrepublik in negativem Licht erscheinen zu lassen.³ Zu den zahlreichen Schriften, die Polen verleumdeten, gehört auch das hier erneut abgedruckte „abscheuliche Pamphlet“⁴ – ein „schmutziges Büchlein gegen Polen [...] verfasst mit rachsüchtiger und schamloser Feder“.⁵

1 J.-J. Rousseau, *Betrachtungen über die Regierung von Polen und ihre beabsichtigte Reformierung*, in: ders., *Kulturkritische und politische Schriften*, hrsg. v. M. Fontius, Berlin 1989, S. 434.

2 Voltaire, *Les lois de Minos* (*Œuvres complètes de Voltaire*, Bd. 6), Paris 1877, S. 202.

3 Vgl. J. Kordel, *Królestwo anarchii. W poszukiwaniu nowożytnych wyobrażeń o Rzeczypospolitej i jej mieszkańcach*, Warszawa 2020.

4 S. Kot, *Rzeczpospolita Polska w literaturze politycznej Zachodu*, Warszawa 2017, S. 187, (1. Aufl. Kraków 1919).

5 J. I. Kraszewski, *Polska w dobie trzech rozbiorów. Studia do historii ducha i obyczaju*, Bd. 1, Poznań 1885, S. 196.

I

Die Broschüre mit dem Titel *L'orang-outang d'Europe ou Le Polonois tel qu'il est : ouvrage méthodique, qui a remporté un prix d'histoire naturelle* wurde im Jahr 1779 veröffentlicht.⁶ Auf der Titelseite ist kein Druckort angegeben; es gilt jedoch als wahrscheinlich, dass sie in Hamburg das Licht der Welt erblickte. Ihr Verfasser war ein Ingenieurhauptmann und ehemaliger Lehrer an der Warschauer Kadettenschule, Louis de Kermorvand. Über seine Person ist kaum etwas mit Sicherheit bekannt: Geburtsdatum, Herkunft, Ausbildung und militärischer Werdegang liegen im Dunkeln.

Nach Warschau wurde er Ende 1776 durch den Kommandanten des Kadettenkorps Adam Kazimierz Czartoryski geholt, als Lehrer für zivile und Militärarchitektur. Offenbar beherrschte er mehrere Sprachen: neben Französisch, Italienisch, Latein und Griechisch soll er angeblich auch Türkisch gesprochen haben. Nach Jean Fabre kam er aus dem Osmanischen Reich an die Weichsel. Er und Pierre Carnot, der zur selben Zeit an die Kadettenschule berufen worden war, „wetteiferten eifrig darum, wer seinen Dienst mehr vernachlässigte“⁷, wie Fabre urteilte. Kermorvand war häufiger Gast in Spielhöhlen und anderen fragwürdigen Etablissements. Bald protestierte das gesamte Kadettenkorps, sowohl Studenten als auch Offiziere, gegen seine Anwesenheit an der Schule.

Im Jahr 1777 veröffentlichte Kermorvand auf Französisch eine kurze Komödie, die er dem General der polnischen Kronartillerie Alojzy Brühl widmete.⁸ Der Inhalt des Stücks war eine belanglose Intrige, die in der französischen Provinz spielte. Im Juni 1778 wurde der Komödiendichter in einen großen Skandal verwickelt. Man wies ihm nach, dass er im Hause Czartoryski wie auch in einem Warschauer Gasthof Silberlöffel gestohlen hatte. Aus der Kadettenschule entlassen, begab er sich nach Danzig, von wo aus er eine beträchtliche Geldsumme von seinem bisherigen Gönner forderte. Er drohte, im Falle einer Verweigerung eine Schrift zu verfassen und zu veröffentlichen, die Adam Kazimierz in einem schlechten Licht darstellen würde. Aufgrund dieser Drohungen begann der polnische Geschäftsträger

6 [L. de Kermorvand], *L'orang-outang d'Europe ou le Polonois tel, qu'il est*, [Hamburg] 1779.

7 J. Fabre, *La propagande des idées philosophiques en Pologne*, „Revue de Littérature Comparée“, 4, 1936, S. 672.

8 *Le Tuteur dupé de lui-même. Comédie en prose et en un acte*, Varsovie 1777; *Opiekun oszukany przez siebie. Komedia w jednym akcie z francuskiego przełożona*, Warszawa 1780.

in Danzig, Aleksy Husarzewski, die weiteren Aktivitäten des Pamphlet-schreibers zu überwachen. Dank Husarzewskis Wachsamkeit gelang es, den Druck des Pamphlets in Danzig zu verhindern. Kermorvand schaffte es jedoch, noch vor Juli 1778 die Stadt zu verlassen und nach Hamburg zu fliehen. Laut Mitteilungen Husarzewskis an den polnischen Gesandten in Berlin, Bernard Zabłocki, floh der Autor des *Orang-Outang* auf einem gestohlenen Pferd über die Grenze ins Reich. Möglicherweise wäre diese Flucht gescheitert, wenn der betrogene Pferdebesitzer sich entschieden hätte, dem Flüchtigen nachzusetzen.⁹

Wie bereits erwähnt, verließ die Broschüre im Jahr 1779 die Druckerpresse. Unmittelbar darauf wurde mit der Arbeit an einer deutschen Übersetzung begonnen, die 1780 erschien – vermutlich bei Joachim Pauli in Berlin. Auf der Titelseite wurde jedoch als Druckort „Californien“ angegeben.¹⁰ Die Angabe fiktiver Druckorte war im 18. Jahrhundert weit verbreitet, insbesondere in der politischen und satirischen Literatur. Dies geschah in der Regel, um die Zensur zu umgehen und die Druckerei, die das Pamphlet veröffentlichte, zu schützen.¹¹

Was der Autor über sich selbst preisgab und wie er sich darstellte, ist für uns von geringer Bedeutung. Die von ihm genannten Fakten erscheinen wenig relevant: Er bezeichnete sich als Hans, erwähnte eine Tante, die ihm auf dem Sterbebett eine Zukunft als Reisender prophezeit habe, sowie eine Schwester namens Anna, die ungeduldig auf die Rückzahlung eines Darlehens wartete. Er behauptete, viele Jahre in der Adelsrepublik verbracht zu haben, die polnische Sprache erlernt, den Sitzungen des polnisch-litauischen Reichstags beigewohnt und zahlreiche andere Landfremde kennengelernt zu haben, die ein unglückliches Schicksal nach Polen geführt hatte. Mal betonte er, dass er sich bester Gesundheit erfreue und Erfolge bei Frauen habe, ein anderes Mal führte er seine geringe Körpergröße als Grund für seine geringen Erfolge auf diesem Gebiet an.

9 M. Działania, *Aleksy Husarzewski, komisarz generalny Stanisława Augusta w Gdańsku*, „Rocznik Gdański“ 2–3, 1928–1929, S. 52–53; R. W. Wołoszyński, *Kermorwand, Ludwik de*, in: *Polski Słownik Biograficzny*, Bd. 12, Wrocław–Warszawa–Kraków 1966–1967, S. 345 f. J. Fabre (*La propagande*, S. 674) vertrat die Auffassung, dass der Verfasser die Protektion der russischen Kaiserin Katharina II. suchte.

10 [L. de Kermorvand], *Der Orang-Outang in Europa oder der Pohle nach seiner wahren Beschaffenheit*, Californien [i. e. Berlin] 1780.

11 E. Weller, *Die falschen und fingierten Druckorte. Repertorium der seit Erfindung der Buchdruckerkunst unter falscher Firma erschienenen Schriften. Deutscher und lateinischer Teil*, Leipzig 1858, S. 73.

II

Ryszard Wołoszyński hat angemerkt, dass sich um Kermorwand und sein Pamphlet besonders viele biografische und bibliografische Missverständnisse angesammelt haben.¹² Werfen wir einen Blick auf die verschiedenen Spuren, die in der Forschung verfolgt wurden. Einige Historiker vermieden es, die Frage der Autorschaft des Werks überhaupt aufzuwerfen. Józef Ignacy Kraszewski vermutete (das war jedoch nur eine unbelegte Annahme), dass es von einem der französischen Offiziere verfasst wurde, die Mitte der 1770er Jahre von Bischof Ignacy Massalski zum Dienst im VI. Litauischen Infanterieregiment angeworben wurden.¹³ Szymon Askenazy ging davon aus (ebenfalls ohne Quellenbelege), dass der anonyme Autor von Katharina II. großzügig entlohnt wurde, die bestrebt war, Polen in den Augen der europäischen Öffentlichkeit zu diskreditieren.¹⁴

Unter den potenziellen Verfassern wurde unter anderem auch Friedrich II. genannt. Der *Orang-Outang* wurde jedenfalls in den 1840er Jahren eindeutig mit dem preußischen König in Verbindung gebracht. In einer Debatte, die durch das Erscheinen des Buchs des Leipziger Historikers Heinrich Wuttke *Polen und Deutsche* ausgelöst wurde, erwähnte der anonyme Verfasser eines Leserbriefs an eine Breslauer Zeitung die Existenz einer deutschen Ausgabe des Pamphlets. Wuttke ging im Vorwort zur zweiten Auflage seines Buches auf diese Information ein und deutete an, dass der preußische Monarch der Autor gewesen sein könnte.¹⁵ Johann D. E. Preuß, der Herausgeber des literarischen und brieflichen Nachlasses des Königs, wies diese Zuschreibung jedoch entschieden zurück. Weder Preuß noch Wuttke wussten von der Existenz des französischen Originals. Im chronologischen Verzeichnis aller Werke Friedrichs des Großen erwähnte Preuß die deutsche Ausgabe, äußerte sich jedoch abfällig über sie. Er war der Ansicht, dass dieses Werk als Maßstab für schlechten Geschmack dienen könnte.¹⁶ Die Diskussion der deutschen Historiker fasste zu Beginn des 20. Jahrhunderts Kazimierz Zimmermann zusammen. Er war der Meinung, dass die

12 R. W. Wołoszyński, *Kermorwand Ludwik de*, S. 346.

13 J. I. Kraszewski, *Polska*, Bd. 1, S. 196.

14 S. Askenazy, *Napoleon a Polska*, Bd. 1, *Upadek Polski a Francja*, Warszawa–Kraków 1918, S. 159–160.

15 H. Wuttke, *Polen und Deutsche*, Leipzig 1848, S. VI.

16 *Table chronologique générale des ouvrages de Frédéric le Grand et catalogue raisonné des écrits qui lui sont attribués*, in: *Œuvres de Frédéric le Grand*, Bd. 31, Berlin 1857, S. 162.

Ansichten des Verfassers den Urteilen und Meinungen des preußischen Königs über den polnisch-litauischen Staats und seine Einwohner durchaus entsprachen. Den *Orang-Outang* selbst nannte er aber ein „Pamphlet der niedrigsten Art, das neben wahren Tatsachen (wie dem traurigen Schicksal der Bauern in Polen) alles, was in Polen existierte – Menschen und Verhältnisse – verunglimpft“. ¹⁷

Der preußische Monarch als Verfasser des *Orang-Outang* wurde auch von Stefan Żeromski thematisiert. In seiner Erzählung *Friedrich II. in Pommern*, veröffentlicht in der Sammlung *Wind von der See* von 1922, beschreibt er die Entstehung des Werkes, wobei er seiner Vorstellungskraft freien Lauf lässt: „Nach seiner Rückkehr aus den Gebieten, die infolge der ersten Teilung Polens erobert worden waren, folgte der Hohenzoller der Eingebung, eine weitere Schmähchrift gegen Polen zu verfassen, in der er die Leibeigenschaft der Bauern, die Käuflichkeit der oberen Stände, die Ausschweifungen, die Trägheit sowie alle anderen Laster – das gesamte Bild des Verfalls – darlegen wollte. Das Erste, was natürlich sein musste, war ein wirkungsvoller Titel für die Dichtung. Er ersann ihn auf folgende Weise und brachte ihn sofort zu Papier: *L'orang-outang de l'Europe ou le Polonais tel qu'il est*“. ¹⁸

Władysław Konopczyński wiederum bekannte, die Frage der Autorschaft nicht abschließend klären zu können. Auch wenn viele Historiker den Text dem preußischen Monarchen zugeschrieben hatten, wahrte er Distanz zu dieser Zuschreibung – freilich auf eigenwillige Weise: „Selbst wenn sich herausstellen sollte, dass dieses Werk von dem wegen Diebstahls aus dem Kadettenkorps in Warschau vertriebenen Offizier Kermorwand verfasst wurde, wäre es dennoch bezeichnend, dass die öffentliche Meinung es Friedrich zugeschrieben hat“. ¹⁹

Auch andere Personen tauchten in der Diskussion um die Urheberschaft auf. Karol Estreicher lieferte ungenaue und zweideutige Informationen. Den Text schrieb er Jean-Claude Méhée de La Touche zu, schloss jedoch nicht aus, dass – laut dem Katalog eines Leipziger Antiquars – Kermorwand der Autor gewesen sein könnte. ²⁰ Der Chevalier de La Touche, der nach Gefängnisaufenthalt und nach seiner Rekrutierung für den Dienst in der

17 K. Zimmermann, *Fryderyk Wielki i jego kolonizacja rolna na ziemiach polskich*, Bd. 1, Poznań 1915, S. 232.

18 S. Żeromski, *Wiatr od morza. Powieść (Pisma Stefana Żeromskiego. Powieści współczesne)*, Warszawa–Kraków 1926, S. 227 f.

19 W. Konopczyński, *Fryderyk Wielki a Polska*, Poznań 1947, S. 229; ders., *Pierwszy rozbiór Polski*, Hg. v. Z. Zielińska, Kraków 2010, S. 235.

20 K. Estreicher, *Bibliografia polska. Stulecie XV–XVIII*, Bd. 22, Kraków 1908, S. 265, 576–577.

französischen Marine in Brest in den 1780er Jahren nach Paris geflohen war, arbeitete dort als Agent der Geheimpolizei. Nach dem Ausbruch der Französischen Revolution wurde er auf eine Mission nach Sankt Petersburg geschickt, von wo er im März 1791 nach der Entdeckung seiner Aktivitäten ausgewiesen wurde. Anschließend zog er nach Warschau, wo er als Redakteur der „Gazette de Varsovie“ tätig war. Während seines Aufenthalts an der Weichsel arbeitete er als Doppelagent auch für Russland. Geboren 1762, wäre er zum Zeitpunkt der Veröffentlichung des *Orang-Outang* allerdings erst siebzehn Jahre alt gewesen.

Jan Reychman stellte die Überlegung an, ob das Pamphlet nicht aus der Feder des berühmten montenegrinischen Abenteurers Stefano Zanovich stammen könnte – des Autors des 1779 auf Französisch veröffentlichten *Politischen Horoskops für Polen, Preußen und England*.²¹ Anlass zu dieser Vermutung gab eine handschriftliche Notiz in einem Exemplar des *Orang-outang d'Europe*, deren Verfasser überzeugt war, die fragliche Broschüre sei verfasst worden von jenem „Menschen, oder vielmehr niederträchtigsten Ungeheuer“, das sich im Dienst Katharinas II. und Friedrichs II. befunden habe.²² Dieser „abenteuerliche Pseudo-Albaner“ (wie Reychman ihn nannte) kritisierte ähnlich wie der Verfasser des *Orang-Outang* die polnischen Verhältnisse scharf. Er wies auf die Verfassungsmängel und die Machtlosigkeit der Armee hin, verurteilte die Passivität in der Außenpolitik und warnte die Polen vor der Illusion, dass westliche Staaten weiteren Teilungen entgegenwirken würden. Er verspottete die Magnaten, die sich schnell an die neuen, fremdherrschaftlichen Bedingungen anpassten. In scharfen Worten geißelte er die Schwäche des Bürgertums und die Notlage der Bauernschaft.²³

Deutsche Bibliographen, oft ohne Kenntnis des französischen Originals, nahmen an, dass der Verfasser des *Orang-Outang* auch Karl Friedrich Benkowitz gewesen sein könnte.²⁴ Der mit Niederschlesien verbundene

21 [S. Zanovich], *L'horoscope politique de la Pologne, de la Prusse, de l'Angleterre*, Pastorvecchio aux pieds des Alpes de Montenegro, [Den Haag] 1779.

22 „L'homme au plutôt le monstre le plus méchant“; J. Reychman, *Z kłopotów bibliograficznych epoki oświecenia. Polskie „Zannovichiana“*, „Pamiętnik Literacki“, 45, 1954, 2, S. 580. Der Verfasser der handschriftlichen Notiz fügte zutreffend hinzu, dass Zanovich sich im Gefängnis in Amsterdam das Leben nahm, um dem Rädern und dem Galgen zu entgehen. *Łorang-outang*, s. 1, Biblioteka Jagiellońska w Krakowie, Sign. 19845 I.

23 Reychman ging irrtümlich davon aus, dass der Verfasser der Schrift Anton, der Vater von Stefano Zanovich, gewesen sei. J. Reychman, *Z kłopotów bibliograficznych*, S. 580–592.

24 L. Hirschberg, *Taschengoedek. Bibliographie deutscher Erstaussagen*, Berlin–Frankfurt am Main 1924, S. 40.

Schriftsteller versuchte sich als Verfasser von Reiseliteratur und von Kommentaren zur zeitgenössischen Literatur. In seinen Schriften kritisierte er das monarchische Herrschaftssystem sowie den Sittenverfall und die Heuchelei. Er forderte soziale Gerechtigkeit und Gleichheit vor dem Gesetz.²⁵ Zu seinen wichtigsten Werken gehört die Beschreibung einer Reise von Glogau nach Sorrent, die in den ersten Jahren des 19. Jahrhunderts veröffentlicht wurde.²⁶ Ähnlich wie bei Chevalier de La Touche ließen jedoch Benkowitz' Geburtsdaten erhebliche Zweifel an seiner Autorschaft aufkommen, da er erst 1764 geboren worden war. Dennoch folgten viele Historiker dieser Annahme.²⁷

Zeitgenössische Zeugnisse, insbesondere die Korrespondenz von Aleksy Husarzewski, lassen keinen Zweifel daran, dass Louis de Kermorvand der Verfasser des *Orang-outang* war. Auch der Leser der französischen Ausgabe, deren Exemplar sich einst in der Bibliothek der Familie Tyszkiewicz befand und heute in der Nationalbibliothek aufbewahrt wird, hegte offenbar keinen Zweifel daran. Auf dem Titelblatt vermerkte er: „Während meines Aufenthalts in Warschau lernte ich den Verfasser dieser niederträchtigen Satire kennen. Er hieß Courmorvand. Es war ein Mann von schlechtem Ruf, den Fürst Adam Czartoryski als Offizier im Kadettenkorps angestellt hatte, der jedoch wegen Diebstahls von Silberbesteck bei Graf Stackelberg und anderen vornehmen Herren schmähsch aus Warschau verbannt wurde“.²⁸ Bereits Mitte des 19. Jahrhunderts vertrat auch der französische Bibliograph Joseph Marie Quérard die Auffassung, Kermorvand sei der Autor.²⁹ Diese Ansicht teilten später auch Stanisław Kot, Maria Dziamianka und Mieczysława Miterzanka.³⁰

25 W. Griep, *Benkowitz Karl Friedrich*, in: *Killy Literaturlexikon. Autoren und Werke des deutschsprachigen Kulturraumes*, Bd. 1, Berlin 2008, S. 441 f.

26 K. F. Benkowitz, *Reise von Glogau nach Sorrent, über Breslau, Wien, Triest, Venedig, Bologna, Florenz, Rom und Neapel*, Berlin 1803–1804.

27 U. a. J. Schäfer, *Adeliger Buchbesitz in der Zeit des bürgerlichen Wandels: Die Bibliothek von Georg Ernst von und zu Gilsa (1740–1798)*, „Archiv für Geschichte des Buchwesens“ 67, 2012, S. 55, 101; R. Cribb, H. Gilbert, H. Tiffin, *Wild Man from Borneo. A Cultural History of the Orangutan*, Honolulu 2017, S. 256.

28 Biblioteka Narodowa w Warszawie, Sign. SD XVIII.1.141 adl., *L'orang-outang*, s. 1.

29 A.-A. Barbier, *Dictionnaire des ouvrages anonymes*, Bd. 3, *Suite de la seconde édition des supercheries littéraires dévoilées par Joseph Marie Querard*, Bd. 6, Paris 1875, S. 734.

30 S. Kot, *Rzeczpospolita Polska*, S. 187; M. Dziamianka, *Aleksy Husarzewski*; M. Miterzanka, *Działalność pedagogiczna Adama ks. Czartoryskiego, generała ziem podolskich*, Kraków 1931, S. 54. Dieselbe Auffassung wurde auch nach dem Zweiten Weltkrieg unter anderem von K. Mrozowska (*Szkoła Rycerska Stanisława Augusta Poniatowskiego*, Wrocław 1961, S. 168), R. W. Wołoszyński (*Polska w opiniach Francuzów XVIII w.*

III

Kermorvand erklärte, dass das Ziel seiner Arbeit eine detaillierte Beschreibung der Besonderheiten des polnischen Volkes sei. Er wolle auf diese Weise Ausländer, die zuvor keine Gelegenheit hatten, die Einwohner der Adelsrepublik kennenzulernen, davor bewahren, überhaupt irgendwelche Beziehungen mit ihnen aufzunehmen. Nach Ansicht des Autors war die einzige erwähnenswerte Beschäftigung in Polen die Suche nach Kindern, die von Bären aufgezogen wurden. Dieser Hinweis sollte die Rohheit und Barbarei der dortigen Gesellschaft illustrieren.

Der Autor bezog sich auf seit Jahrzehnten verbreitete Vorstellungen über die Adelsrepublik und ihre Einwohner. In erster Linie richtete er seine Kritik gegen den Adel, der sich nicht um die Interessen des Staates kümmerte, angeblich kein Ehrgefühl besitze und sich ausschließlich die eigenen Angelegenheiten kümmere. An orientalischen Prunk gewöhnt, feige, streitsüchtig und dem Alkohol ergeben, sei er unfähig, sich zu bessern. Seine Versäumnisse führten dazu, dass die Adelsrepublik zu einem handlungsunfähigen Staat geworden war, abhängig vom Willen der immer mächtigeren Nachbarn und Objekt ihrer Rivalitäten. Das Gerichtswesen funktionierte nicht, das Gesetz werde nicht geachtet. Kermorvand bewertete die sozialen Verhältnisse, die dominierende Position des Adels, die Schwäche der Städte und des Bürgertums sowie die sklavenähnliche Lage der Bauern kategorisch negativ. Er hob schwerwiegende Versäumnisse im Militärwesen hervor und tadelte sowohl die Befehlshaber als auch das Offizierskorps. Alle diese Vorwürfe waren spätestens seit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts immer wieder erhoben worden, und zwar nicht nur von Polen-kritischen Autoren. Sie wurden von den Enzyklopädisten aufgegriffen (deren Werke stark beeinflusst waren von den wenigen Äußerungen Montesquieus über die Adelsrepublik), erneut gesammelt und systematisiert und von ihren

Rulhière i jego współcześni, Wrocław 1964, S. 99), J. Wojtowicz (*Próby ocalenia i odzyskania niepodległości w oparciu o Francję (od połowy XVIII w. do 1806)*, in: *Pol-ska – Francja. Dziesięć wieków związków politycznych, kulturalnych i gospodarczych*, hrsg. von K. Górski und A. Tomczak, Warszawa 1983, S. 129), François Rosset (*L'arbre de Cracovie. Le mythe polonais dans la littérature française*, Paris 1996, S. 89 f.) sowie E. Wichrowska (*Francuzi w Szkole Rycerskiej. Związki cudzoziemców z Warszawa*, in: *Kajety Korpusu Kadetów Szkoły Rycerskiej*, Bd. 2: *Ludzie – wartości – kultura materialna*, hrsg. von E. Wichrowska und A. Wdowik, Warszawa 2019, S. 71–73) vertreten.

Nachfolgern später wiederholt. Sie prägten das Bild der Adelsrepublik als eines untergehenden Landes.

Kermorvand verlieh der alten Vorstellung vom „polnischen Zopf“ eine neue Bedeutung, indem er seine Kritik am mangelnden polnischen Hygienebewusstsein formulierte. Er behauptete, dass die Polen nur die sichtbaren Körperteile wuschen und in Wirklichkeit im Schmutz lebten. Die körperliche Unreinheit sei ein Spiegelbild ihres moralischen Verfalls. Das sollte die These untermauern, dass die Einwohner der Adelsrepublik das aufgeklärte Lebensmodell, in dem Hygiene und Gesundheit eine zentrale Rolle spielten, nicht angenommen hätten. Besonders im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts hatte sich das Konzept der Sauberkeit erheblich verändert und fließendes Wasser wurde zum Symbol für alles Gute und Gesunde.³¹

In den düstersten Farben stellte der Autor die polnischen Frauen dar. Diese Darstellung der Frauen war jedoch nicht originell. Sie entsprach den neuen Tendenzen, die sich in der Literatur und Publizistik um die Mitte des 18. Jahrhunderts herauskristallisierten.³² „Diese wahre Unordnung, welche sich allezeit fortgepflanzt hat, das weite Zurückbleiben der Polen, während der Zeit, daß Europa sich aufgekläret und verbessert hat, ihre Unwissenheit, das Ankleben an ihre Sitten und Gebräuche“ (S. 51) galten als überzeugende Argumente, um die Polen von den zivilisierten Völkern auszuschließen.

Hinsichtlich der bisher erwähnten Vorwürfe wich Kermorvands Beschreibung nicht wesentlich von anderen kritischen Berichten über Polen ab. Was ihn jedoch auszeichnete, war die besondere Schärfe, mit der er Bilder mit lebhaften Farben, intensiven Emotionen und ausdrucksstarken Details zeichnete. Er arbeitete mit Halbwahrheiten, zog allgemeine Schlüsse aus Einzelfällen, beschrieb erfundene Ereignisse und Personen. Er griff auf oft wiederholte Vorstellungen zurück und verzerrte gleichzeitig bei wichtigen Themen die Fakten, die er aufgrund seines Aufenthalts in der Adelsrepublik kennen musste. Dazu zählen unter anderem die Reformen des Heeres: die Verbesserung der Kommandostrukturen und des Ausbildungssystems, die Einführung von Reglements sowie die Neuordnung der Beförderungen im Offizierskorps.

31 Vgl. G. Vigarello, *Wasser und Seife, Puder und Parfüm. Geschichte der Körperhygiene seit dem Mittelalter*, Frankfurt am Main 1992.

32 A. Will, *Kobieta polska w wyobraźni społeczeństw niemieckiego obszaru językowego od XIV w. do lat trzydziestych XX w.*, Wrocław 1983, S. 11–13.

Der originelle Beitrag des französischen Autors bestand in der Darstellung der im Titel signalisierten Theorie, wonach die Polen von Affen abstammten, und der daraus abgeleiteten Einordnung ihrer Stellung in der Ordnung der Zivilisation. Kermorvand sprach den Bewohnern der Adelsrepublik die Qualität des Menschseins ab: die Biologen hätten „sie mit den andern Menschen vermengt, ohngeachtet sich eine besondere, ausgezeichnete und kennbare Verschiedenheit zwischen ihnen und der Hauptart befindet“ (S. 45). Äußerlich zwar „eine belebte Maschine in Menschengestalt“ (S. 53), seien sie in Wirklichkeit Nachkommen von Affen, „welche dem Menschen, in Ansehung ihrer Proportion, ihrer Natur und ihres Naturtriebes sehr gleich kämen“ (S. 48). Diese sollen aus Amerika nach Europa gekommen sein, doch konnte der Autor den Zeitpunkt der Migration nicht bestimmen, obwohl er annahm, dass sie sich an Weichsel und Warthe niedergelassen hätten, bevor diese Regionen von den Vandalen und Sarmaten erobert wurden.

Das früheste Zeugnis über sie soll von einem vom Autor erfundenen Historiker und Reisenden namens Hatik aus dem 4. Jahrhundert stammen. Dieser habe mit eigenen Augen gesehen, wie die Affen geschickt mit hölzernen Säbeln umgingen. Nach ihrer Ankunft im Gebiet des späteren Polen seien die Affen zunächst von den Vandalen und später von den Sarmaten gezwungen worden, das Tiefland zu verlassen und sich in den dichtesten Wäldern zu verstecken. Dort hätten sie auf eine günstige Gelegenheit gewartet, um ihre Rechte und Besitzungen zurückzuerlangen. Nach dem Tod Lechs, der Mitte des 6. Jahrhunderts lebte, hätten die Affen für kurze Zeit die Macht übernommen, bis sie von dem polnischen Fürsten Wisimir besiegt wurden. Erneut hätten sie Zuflucht im Wald gesucht und ein starkes Gemeinwesen gebildet, welches die Herrschaft des Souveräns ständig bedrohte. Damals habe Fürst Cracus, derselbe, der den Drachen besiegt hatte, den Versuch unternommen, die Affenbewohner Polens zu zähmen oder auszurotten. Als seine Bemühungen nicht den gewünschten Erfolg brachten, sei es dem Fürsten aber durch die Intervention des heiligen Nikolaus gelungen, die Affen in Menschen zu verwandeln – mit der Folge, dass „Die Affen ihr Haar verlohren, längere Ohren bekamen, Knebelbärte wachsen ließen, Stiefel anzogen“ (S. 49), und so seien sie in die Gesellschaft der Sarmaten aufgenommen worden. Sie erhielten alle Rechte und Privilegien, die den Sarmaten zustanden, und vermischten sich schließlich mit ihnen. „Diese Begattung hat Ausgeartete hervorgebracht, welche die folgende Jahrhunderte mit dem willkührlichen Namen von Pohlen belegt haben“ (S. 49). So Kermorvands zentrale These.

Die tierische Herkunft der Polen sollte durch eine spöttische etymologische Herleitung untermauert werden, in der der Verfasser das Wort *Sarmate* vom griechischen *sauros* („Schlange“) ableitete: Die Historiker – selbst die polnischen –, die bemüht waren, dies zu verbergen, behaupteten, die Polen stammten von den Sarmaten ab; das Wort *Sarmate* leite sich jedoch teilweise vom griechischen *sauros* ab: „Diese Schriftsteller geben also auch den Pohlen eine thierische Abstammung und sie unterscheiden sich von mir nur darinn, daß sie für besser gehalten haben, lieber Nattern daraus zu machen als zu gestehen, daß sie von Affen abstammen.“ (S. 50).

Die angebliche Abstammung der Polen von Affen sollte durch Erzählungen bestätigt sein, die seit Mitte des 17. Jahrhunderts in ganz Europa kursierten und von den in den litauischen Wäldern gefundenen Bärenkindern berichteten: „Man kann daher mit keiner Gewißheit sagen, daß diese Art von Thieren oder wilden Menschen daselbst nicht noch angetroffen werde“ (S. 54). Ein weiterer Beweis für die Herkunft der Polen von Affen waren nach Kermorvand die für die altpolnische Adelstracht charakteristischen seidenen Bauchbinden: „Der Pohle ist [...] mitten um den Bauch gegürtet, wie ein Esel; da dieser [...] Gebrauch demjenigen gleichförmig ist, welchen wir noch täglich haben, wenn wir zahme Affen an Ketten legen, sollte er nicht einen kleinen Beweis von der Verwandtschaft der beyden Gattungen abgeben? Ich glaube es, wenigstens ist es wahrscheinlich, daß die jetzigen Pohlen diese Gewohnheit von den Affen, ihren Vorfahren beybehalten, und daß diese solchen, nachdem sie ihre Freyheit wieder erlanget, sicherlich fortgesetzt haben“ (S. 53). Ebenso faszinierend wie die These der Abstammung der Polen von Affen war der Titel des Werkes selbst. Mit *Orang-Outang* knüpfte der Autor an die lebhaften Debatten des späten 17. und 18. Jahrhunderts über menschenähnliche Affen sowie über die Beziehungen zwischen Menschen und Tieren bzw. zwischen zivilisierten und wilden Völkern an.

Auf der Titelseite heißt es bei Kermorvand: „Orang-Outang heißt so viel als ein Einwohner der Wälder: dies ist eine Benennung der Affen, die in Amerika, in dem Königreich Congo und in Ost-Indien befindlich sind.“ Bis zum Ende des 18. Jahrhunderts wurde der Begriff *Orang-Utan* verwendet, um alle damals bekannten Menschenaffen zu bezeichnen: Er umfasste sowohl asiatische Menschenaffen aus Borneo als auch afrikanische Schimpansen aus Angola. Gorillas, die in den schwer zugänglichen, dichten Urwäldern Afrikas leben, wurden erst viel später entdeckt.

Die ersten Menschenaffen, die in den 1630er Jahren in die Niederlande gelangten, erregten schnell das Interesse der Anatomen.³³ Der Amsterdamer Arzt Nicolaes Tulp, der auf einem Gemälde von Rembrandt verewigt wurde, beobachtete das Verhalten eines Schimpansenweibchens, das er *Homo sylvestris* nannte, und kam zu dem Schluss, dass ihre Verhaltensweisen in hohem Maße den menschlichen ähnelten. Jacobus Bontius, ein niederländischer Arzt, der durch seine posthum veröffentlichte Arbeit über die Naturgeschichte und Medizin Indiens den Begriff *Orang-Utan* im westlichen Sprachgebrauch verbreitete, schrieb über die asiatischen Primaten, die er untersuchte: „Dieses unglaubliche Ungeheuer mit menschlichem Antlitz, das Laute von sich gibt, die an menschliches Stöhnen erinnern, und Tränen vergießt, existiert tatsächlich. Ich habe mehrere Exemplare beider Geschlechter gesehen, die aufrecht gingen. Die Javaner behaupten, sie könnten sprechen, tun es jedoch nicht, um nicht zur Arbeit gezwungen zu werden. Das ist lächerlich, bei Herkules! Sie werden Orang-Utans genannt, was Waldbewohner bedeutet, und es wird gesagt, dass sie aus der Begierde indischer Frauen geboren wurden, die zur Befriedigung ihrer schändlichen Lüste mit Affen kopulieren“.³⁴

Zu Ende des 17. und in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts kamen Anatomen der Ansicht immer näher, dass Menschen und Orang-Utans derselben Art angehören könnten. Im Jahr 1698 führte Edward Tyson, Mitglied der Royal Society, eine Autopsie an einem jungen Schimpansen durch und stellte fest, dass der Orang-Utan, den er untersuchte, mehr anatomische Ähnlichkeiten mit dem Menschen als mit anderen Affen aufwies. Seine These erregte großes Interesse. Im Jahr 1738 sorgte ein öffentlich

33 Dazu R. Cribb, H. Gilbert, H. Tiffin, *Wild Man*, S. 10–57; A. O. Lovejoy, *Monboddo and Rousseau*, „Modern Philology“ 30, 1933, 3, S. 275–296; M. C. Meiler, *The century of the orangutan*, „XVIII. New Perspectives on the Eighteenth Century“ 1, 2004, 1, S. 62–78; F. Moran, *Between Primates and Primitives. Natural Man as the Missing Link in Rousseau's Second Discourse*, „Journal of the History of Ideas“ 54, 1993, 1, S. 37–58; ders., *Of Pongos and Men. 'Orangs-Outang' in Rousseau's 'Discourse on Inequality'*, „The Review of Politics“ 57, 1995, 4, S. 641–664; S. Sebastiani, *A 'monster with human visage': The orangutan, savagery, and the borders of humanity in the global Enlightenment*, „History of the Human Sciences“ 32, 2019, 4, S. 80–99; dies., *Challenging Boundaries. Apes and Savages in Enlightenment*, in: *Simianization. Apes, Gender, Class, and Race*, hg. v. W. D. Hund, C. W. Mills, S. Sebastiani, Berlin 2015, S. 105–137.

34 J. Bontius, *Historiae naturalis et medicae Indiae Orientalis*, hg. v. W. Piso, Amsterdam 1658, S. 84f.

ausgestelltes Schimpansenweibchen in London für ähnliche Neugier. Publizisten betonten, dass es auf zwei Beinen gehen konnte, sich in seidene Kleider kleidete und nicht nur auf menschenähnliche Weise aß, sondern auch raffinierte Tischmanieren zeigte. Die Berichte hoben ihr angeborenes Schamgefühl und ihre große Sensibilität hervor. Die These einer engen Verwandtschaft der Arten wurde zudem durch Reiseberichte gestützt, in denen afrikanische und asiatische Menschenaffen als Wesen beschrieben wurden, die sich aufrecht fortbewegten, in organisierten Gemeinschaften lebten, Unterkünfte bauten, ihre Toten begruben und verschiedene häusliche Arbeiten verrichteten. Diese Beschreibungen ließen vermuten, dass sie sich nicht wesentlich von menschlichen Wilden unterschieden.

Selbst das Fehlen der Sprachfähigkeit wurde nicht als eindeutiger Beweis für eine Artentrennung betrachtet. Umso mehr, da man auch auf diesem Gebiet Ähnlichkeiten zwischen Anthropoiden und Urvölkern erkannte. Peter Kolb (1675–1726) beschrieb in seinen Aufzeichnungen über die Bräuche der Hottentotten, dass die Bewohner der Gebiete rund um das Kap der Guten Hoffnung absichtlich das Schweigen wählten, um der Versklavung zu entgehen. Diese Überzeugungen standen in deutlicher Analogie zu den in der Reiseliteratur verbreiteten Ansichten, dass Urvölker faul und arbeitsscheu seien. Die Assoziationen zwischen Primaten und afrikanischen Sklaven wurden zusätzlich dadurch verstärkt, dass Tiere und Menschen von Handelsgesellschaften transportiert wurden und Teil desselben globalen Marktes waren. Die Entdeckung der Menschenaffen fiel zeitlich mit dem intensiven britischen Engagement im Sklavenhandel zusammen, der gegen Ende des 17. Jahrhunderts zunahm, sowie mit der Intensivierung der Kontakte mit den Bewohnern des westlichen Subsahara-Afrika, aus dem die Schimpansen stammten.

In seiner Abhandlung *Der Mensch eine Maschine* von 1748 argumentierte der französische Naturforscher Julien Offray de La Mettrie, dass die Grenzen zwischen den Arten fließend seien und die Entwicklung schrittweise von den Menschenaffen über die Urvölker bis hin zu den zivilisierten Menschen verlaufe. Er argumentierte, dass Affen aufgrund anatomischer Mängel ihrer Sprechorgane nicht sprechen können: „Dieselbe Mechanik, welche den Eustachischen Kanal bei den Tauben eröffnet, könnte sie nicht auch die Affen zum Sprechen bringen? Könnte das glückliche Verlangen, des Lehrers Aussprache nachzuahmen, nicht auch die Sprachorgane der Thiere, welche so viel andere Zeichen mit so großer Geschicklichkeit und Erkenntniß nachmachen, von ihrem Bann befreien? [...] die Aehnlichkeit

saporis, limum, & fundum, referunt, quo etiam vescuntur: Sed quamvis figura, hæc Ostrea inter se non differant, tamen ego gustu facillime differentiam distinxerim, ita ut de nobis hinc non insulse aliquis dicat, quod Iuvenalis, Satyricorum Princeps, Satyra quarta ait de Montano. Qui

— *Circeis nata forent, an
Lucrinum ad saxum, Rutupinoque edita fundo,
Ostrea callebat primo deprendere morsu:
Et semel aspectu latus dicebat Echini.*

De Conchis, Turbinibus, & cæteris Ostracodermis aliquid libens dixerim, nisi illæ per myriades, apud curiosos phanaticos in patria conspicerentur.

CAPUT XXXII

Ourang Outang sive Homo silvestris.

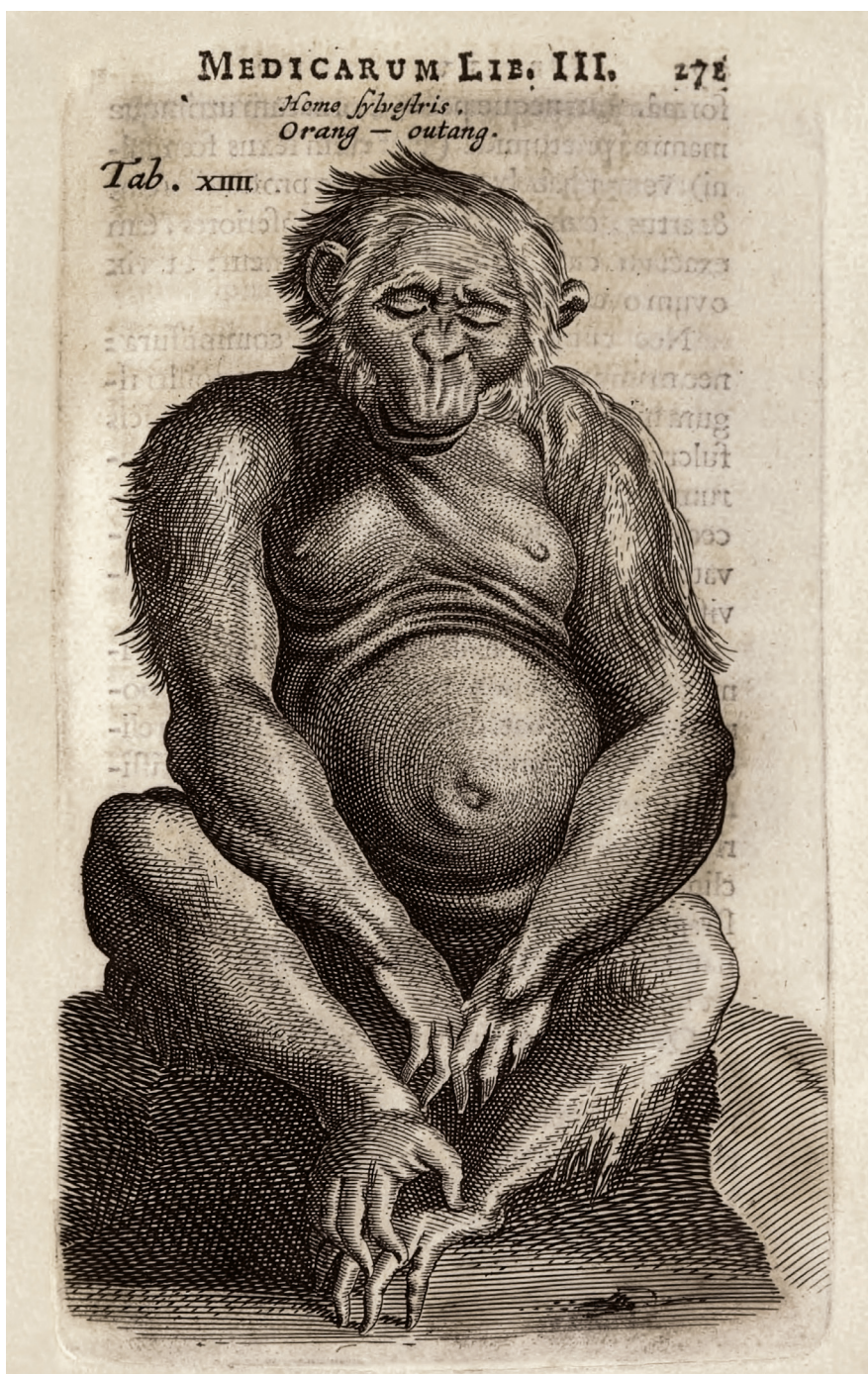
*Hircipedes Satyros, Sphingas, Faunosque petulos,
Nec pueri credunt: tamen hoc mirabile Monstrum
Humana spectata facie, tum moribus illi
Assimile in gemitu, tum fletibus ora rigando.*

Plinius, ille Naturæ Genius, lib. 7, cap. 2, de Satyris dixit: Sunt & Satyri, subsolanis in Indiis locis & montibus perniciosissimum animal: tum quadrupedes, tum & recte currentes humana specie & effigie, propter velocitatem non nisi senes aut ægri capiuntur.

OVRANG OVTANG.



Ast quod maiorem meretur admirationem, vidi ego aliquot utriusque sexus erecte in-



Il. 2. Nicolaes Tulp,
Observationes medicae, Amstelaedami 1672.

der Bauart und der Verrichtungen des Affen ist auch von der Art, daß ich fast nicht zweifle, wenn man dieses Thier vollkommen übte, man käme damit zu Rande, ihm das Aussprechen und folglich das Verstehen einer Sprache zu lehren. Das würde alsdann kein wilder noch verfehlter Mensch sein, sondern ein vollkommener, ein kleiner Stadt-Mensch, der ebenso viel stoffliche Grundlage oder Musculatur als wir selbst besäße, um zu denken und seine Erziehung sich zu Nutze zu machen“.³⁵

Jean-Jacques Rousseau spielte eine entscheidende Rolle bei der Anerkennung der Menschenaffen als menschenähnliche Wesen. Er behauptete, dass ihre Lernfähigkeit sie dem Menschen ähnlich mache. In seiner *Abhandlung über den Ursprung und die Grundlagen der Ungleichheit unter den Menschen* (1754) kam er zu dem Schluss, dass Orang-Utans am Anfang des zivilisatorischen Entwicklungsprozesses stehen geblieben seien, den alle Gesellschaften in unterschiedlichem Maße durchlaufen hätten. Rousseaus Argumente sind im Kontext der Debatten des 18. Jahrhunderts über die „Große Kette des Seins“ und die Möglichkeit eines Nebeneinanders mehrerer menschlicher Arten zu verstehen. Die Kette des Seins war als eine hierarchische Struktur aller Materie und des Lebens gedacht, die oft als linearer Fortschritt von den einfachsten zu den komplexesten Formen dargestellt wurde. Rousseau nahm an, dass einige anthropomorphe Tiere einen früheren, primitiveren Zustand der Menschheit repräsentieren könnten.

Der schottische Richter James Burnet, Lord Monboddo, vertrat in seinem Werk *Über den Ursprung und die Entwicklung der Sprache* (1775) ebenfalls die Ansicht, dass Orang-Utans als Menschen angesehen werden könnten, die sich auf einer früheren Stufe der zivilisatorischen Entwicklung befänden. Ähnlich wie Rousseau glaubte er, dass sie lernen könnten und möglicherweise in Zukunft in die menschliche Gesellschaft aufgenommen werden würden. Zur Unterstützung ihrer Thesen verglichen Rousseau und Monboddo Berichte über Orang-Utans mit Geschichten über wilde Kinder, die von Tieren aufgezogen wurden. Nachdem diese eine angemessene Erziehung erhalten hatten, begannen sie zu sprechen, zu gehen und am sozialen Leben teilzunehmen. Rousseau war überzeugt, dass, „wenn dieses Kind zu seinem Unglück unseren Reisenden in die Hände gefallen wäre, so kann man nicht daran zweifeln, daß sie, nachdem sie sein Schweigen und

35 J. Offray de La Mettrie, *Der Mensch eine Maschine*, übersetzt v. A. Ritter, Leipzig 1875, S. 35.

seine Dummheit bemerkt hatten, den Entschluß gefaßt hätten, es in die Wälder zurückzuschicken oder es in eine Menagerie einzusperren; danach hätten sie von ihm in schönen Berichten sehr gelehrt als von einem höchst seltsamen Tier gesprochen, das dem Menschen ziemlich ähnlich sehe“.³⁶

Alle Überlegungen über die Verwandtschaft zwischen Menschen und Menschenaffen, die Grenzen des Menschseins und die Eigenschaften der menschlichen Natur konzentrierten sich in dem von Denis Diderot beschworenen Bild der Begegnung des Kardinals Polignac mit einem Orang-Utan. In dem *Treffen zwischen Diderot und d'Alembert* (1769) wandte sich der Kardinal an das Tier, das Johannes dem Täufer bei seiner Predigt in der Wüste ähnelte, mit den Worten: „Sprich, und ich werde dich taufen“.³⁷ Diderot stellte die Frage, was einen Affen zu einem Menschen machte: Ist es die äußere Ähnlichkeit, die Sprachfähigkeit oder die Teilnahme an der Gemeinschaft der Kirche? Diese Szene spiegelte auch die im 18. Jahrhundert vorherrschende Überzeugung wider, dass Tiere wahrscheinlich eine Seele besitzen, auch wenn diese für die meisten sterblich sei.

Die Überlegungen Rousseaus und seiner Nachfolger stellten die Grundlagen der hierarchischen Gesellschaft des Ancien Régime infrage und trugen zur Entstehung des Mythos vom „edlen Wilden“ bei. „Man findet in der Beschreibung dieser vermeintlichen Monster erstaunliche Übereinstimmungen mit der menschlichen Gattung und geringere Unterschiede, als man sie zwischen dem einen und dem anderen Menschen verzeichnen könnte. Man vermag in diesen Passagen gar keine Gründe auszumachen [...] um den fraglichen Tieren die Bezeichnung als wilde Menschen zu versagen; aber es ist leicht zu vermuten, daß es wegen deren Dummheit geschah und auch, weil sie nicht sprechen konnten: schwache Gründe für jene, die wissen, daß zwar das Organ der Sprache dem Menschen natürlich ist, die Sprache selbst ihm dennoch nicht natürlich ist, und denen bekannt ist, bis zu welchem Punkt seine Perfektibilität den bürgerlichen Menschen über seinen ursprünglichen Zustand hat erheben können“.³⁸ Der Philosoph wies die überkommene Überzeugung von der Überlegenheit des Menschen über andere Spezies zurück, indem er verdeutlichte, dass der

36 J.-J. Rousseau, *Abhandlung über den Ursprung und die Grundlagen der Ungleichheit unter den Menschen*, hrsg. und übersetzt v. Philipp Rippel, Stuttgart 2005, S. 140.

37 D. Diderot, *Entretien entre d'Alembert et Diderot*, hg. v. J. Assézat, M. Tournoux (*Ceuvres complètes de Diderot*, Bd. 2) Paris 1875, S. 190.

38 J.-J. Rousseau, *Abhandlung über den Ursprung*, S. 138.

Entwicklungsprozess des Menschen von primitiven Formen hin zu einer zivilisierten Gesellschaft mit einem schrittweisen Verfall der geistigen und moralischen Werte einherging. Die Bedeutung der Überlegungen Rousseaus ging über seine Erkenntnisse zum Ursprung des Menschen hinaus; sie bestand vor allem in den politischen Implikationen seiner Argumentation. Indem er den Menschen mit Orang-Utans verglich, übte er Kritik an der zeitgenössischen europäischen Gesellschaft und argumentierte, dass politische und soziale Ungleichheiten keine natürlichen Gegebenheiten seien. Der Orang-Utan, der vermeintlich den Menschen in seinem ursprünglichsten und unverfälschten Zustand verkörperte, wurde zu einem wichtigen Element der aufklärerischen Gesellschaftskritik; auf der Denkfigur von einem unverfälschten, noch nicht deformierten Menschenwesen basierten die Reflexionen über die wahren Quellen menschlichen Glücks sowie die ethischen Grundlagen des sozialen Zusammenlebens. Rousseau hob hervor, dass die natürliche Güte des Menschen durch den Einfluss der Zivilisation verdorben worden sei, und betonte die Notwendigkeit einer Rückkehr zu einem einfacheren und natürlicheren Leben, zu einem Zustand der Natur.

Am eindrucksvollsten brachte der französische Schriftsteller Rétif de la Bretonne (1734–1806) wohl diese Überzeugung zum Ausdruck. In seinem Werk *Der Brief des Affen an die Vertreter seiner Gattung* (1781) lässt er die Figur Cäsar, ein Wesen halb Mensch, halb Affe, nach Erreichen des niedrigsten Grades menschlicher Intelligenz angesichts von Kriegen, Sklaverei und Armut entsetzt ausrufen: „Der Mensch, meine Brüder, der Mensch, der uns alle beherrscht, ist ein lächerliches Tier!“³⁹

Um die Wende von den 1760er zu den 1770er Jahren veränderte sich die Wahrnehmung des Orang-Utans. 1766 kam Georges-Louis Leclerc de Buffon, der von Kermorvand zitiert wird, nach der Analyse von Tysons Beobachtungen zu dem Schluss, dass trotz der nahezu identischen Erscheinung von Menschen und Menschenaffen die Kluft zwischen ihnen gewaltig und unüberbrückbar sei. Buffon argumentierte, dass diese Unterschiede nicht im Körper lagen, sondern im Geist und in der Seele, die seiner Annahme nach nur der Mensch besaß. Gleichzeitig hob er die Ähnlichkeit der Geschlechtsorgane zwischen Afrikanern und Menschenaffen hervor und deutete auf die Möglichkeit fruchtbarer Verbindungen zwischen ihnen hin,

39 N. E. Rétif de la Bretonne, *Lettre d'un singe aux animaux de son espèce*, hg. v. M. Lebaillly, Levallois-Perret 1990, S. 35.

was das Argument ihrer völligen Unvereinbarkeit abschwächte. Es kann jedoch angenommen werden, dass es ihm gerade darum ging, die Afrikaner aus der Gattung Mensch auszuschließen und den Tieren zuzurechnen.

Die vermeintlich endgültige Klärung der Frage erfolgte jedoch 1779 durch den niederländischen Arzt und Anatomen Petrus Camper. Durch die Obduktion asiatischer Orang-Utans widerlegte Camper die früheren Behauptungen über die anatomische Ähnlichkeit zwischen Mensch und Affe. Er stellte fest, dass Orang-Utans Vierfüßler sind und ihre Stimmorgane sich von denen des Menschen unterscheiden, weshalb sie nicht in der Lage sind zu sprechen. Camper verwarf zudem Berichte über angebliche sexuelle Beziehungen zwischen Menschen und Affen.

IV

Das Bild Polens als ein barbarisches Land war fester Bestandteil der frühneuzeitlichen Vorstellungen über die europäischen Staaten und deren Bewohner.⁴⁰ Diese Vorstellung war so weit verbreitet, dass sie sogar ein Thema rhetorischer Übungen wurde. In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts verteidigte ein Student der Universität Tübingen Polen in einer apologetischen Rede und erklärte, dass es Unsinn sei, die Polen als ungehobelt und barbarisch zu bezeichnen. Der Umgang, die Bekanntschaften und die Freundschaft mit den Polen zeigten vielmehr, dass sie gute, rechtschaffene, aufrichtige, offene und menschliche Gefühle besitzende Menschen seien, äußerst höflich und mit allen Eigenschaften ausgestattet, die wahre Menschen ausmachten. Man müsse eher befürchten, dass bei denen, die Polen herabwürdigten, die Barbarei zum Vorschein komme. Sein Respondent widersprach und fragte, was seinem Kommilitonen wohl in den Sinn gekommen sei, dass er die barbarische polnische Dreistigkeit derart rühme und Polen derart idealisiere, wo dort doch die Armut und die Vulgarität ihre eigentliche Heimat und ihr Mutterland hätten.⁴¹ Generell musste Adelsrepublik offenbar als völlig unzivilisiertes Land wahrgenommen werden, wenn selbst der ihr wohlgesonnene irische Leibarzt König Johanns III., Bernard O'Connor, im Vorwort zu seinem Werk über die Geschichte Polens

⁴⁰ Nach Larry Wolff befand sich die Adelsrepublik in der Neuzeit „in einem Raum der Abstufung zwischen Zivilisation und Barbarei“. L. Wolff, *Inventing Eastern Europe. The Map of Civilization on the Mind of the Enlightenment*, Stanford 1996, S. 348 f.

⁴¹ J. Kordel, *Królestwo anarchii*, S. 20.

sich bemüßigt sah zu erklären, dass die „Adeligen nicht so barbarisch und ungebildet seien, wie sie gewöhnlich dargestellt werden“.⁴²

Polen nahm auf der Karte der europäischen Zivilisation jedoch nicht die extremste Randposition ein; der Titel des wildesten und barbarischsten Landes war vielmehr Russland vorbehalten, das in der Vorstellung des Westens als Verkörperung von Despotismus, Rückständigkeit, Rohheit und Abgewandtheit von den Normen und Idealen der abendländischen Welt galt. Um die Wende vom 17. zum 18. Jahrhundert, als der Stern Peters des Großen im Osten aufging, änderte sich die Wahrnehmung Polens allerdings erheblich. Dieser Wandel resultierte aus den Hoffnungen, die in eine Zivilisierung des russischen Reiches durch den neuen Zaren gesetzt wurden. Der russische Traum, dem sich Denker wie Gottfried Wilhelm Leibniz, Voltaire und die Enzyklopädisten sowie die ihnen folgende öffentliche Meinung hingaben, spielte eine besondere Rolle bei der Neugestaltung der Vorstellungen über Polen. Vereinfacht kam der Grundgedanke in einer anonymen Broschüre von 1725 über das sogenannte Thorner Blutgericht zum Ausdruck, bei dem der Bürgermeister und einige Bürger wegen Verbrechen gegen die öffentliche Ordnung zum Tode verurteilt worden waren. Der Zar, „dieser vernünftige Herr hat von seiner Nation die Schande des gemeinen Sprichwortes: dass sie, die Russen und Moskowiter das wildeste und am meisten barbarische Volk unter den Christen wären, [...] abgenommen“. Da die Fackel der Zivilisation nun von der Newa bis zur Wolga reichte, müssten die „polnischen Herren“ den zuvor den Russen zugeschriebenen Titel übernehmen. Der Autor erklärte weiter, dass König August II. sich zwar viele Mühe gegeben habe, „ihnen höflichere Sitten, und bessere Conduite beyzubringen, liegt am Tage; aber ihr durch die allzugroße Freyheit unterstütztes einiges Widersprechen, verhindert allen Succceß, und es ist gewiß, dass sie so lange das wildeste und ungeschickteste Volk unter den Christen bleiben werden, bis sie ihre selbst angemessene Freyheit größtentheils fallen, und hievon ihren Königen freyere Hände lassen, sie eines bessern zu belehren, welches aber ihrer harten Köpffe wegen mehr zu wünschen, als zu hoffen“.⁴³

Das Motiv der Barbarei wurde von fast allen Autoren aufgegriffen, die über die Adelsrepublik schrieben. Es durfte auch auf den Seiten der franzö-

42 B. O'Connor, *The History of Poland in Several Letters to Persons of Quality*, Bd. 1, London 1698, S. V. In der deutschen Ausgabe *Beschreibung des Königreichs Polen und Groß-Hertzogthums Litthauens*, Leipzig 1700, wurde auf das Vorwort verzichtet.

43 *Unpartheyisches Gespräche im Reiche der Todten zwischen Johanne Diazio [...] und Johann Gottfried Rössnern*, Berlin 1725, S. 112.

sischen *Enzyklopädie*, die als Summe des aufklärerischen Wissens über die Welt galt, nicht fehlen: „Polen, so wie es sich heute moralisch und physisch darstellt, enthält sehr auffällige Kontraste, da es [...] die entstellten Züge der römischen Republik mit gotischer Barbarei verbindet“.⁴⁴

Diese Idee wurde in der Zeit der ersten Teilung Polens kreativ weiterentwickelt. In *Der Konföderationskrieg*, einem satirischen Gedicht in fünf Gesängen, das die Konföderierten von Bar verleumdete, argumentierte der preußische König Friedrich II., dass die Einwohner Polens und seine Eliten keinerlei Vernunft hätten, in einem nahezu primitiven Zustand lebten und fast alle in der Barbarei versunken seien: „Wie zur Zeit der Schöpfung – verwildert, dumm“.⁴⁵

Zur Zeit der großen geografischen Entdeckungen und der kolonialen Expansion wurden die Bewohner der Neuen Welt als Barbaren bezeichnet, im Gegensatz zu den zivilisierten Europäern. Friedrich II., der mit Verachtung und aus einem Gefühl kultureller Mission sprach, wollte in einem Brief an seinen Bruder Heinrich den Grad der Zivilisiertheit der Gebiete, die er seiner Monarchie einverleiben wollte, allenfalls mit Kanada vergleichen: „kein Ordnungssinn, keine Organisation; die Städte in erbärmlichem Zustand“.⁴⁶

Er teilte seinem Bruder folgende Gedanken über seine neuen Untertanen mit: „eine schändliche Rasse von Polen, Sarmaten, ebenso barbarisch wie die Irokesen und Kariben“.⁴⁷ Jean le Rond d’Alembert, einem der Verfasser der *Enzyklopädie*, schrieb an Friedrich: „Es braucht viele Jahre und eine

44 *Pologne*, in: *Encyclopédie ou Dictionnaire raisonné des sciences, des arts et des métiers*, Bd. 12, Paris 1765, S. 931.

45 Friedrich II., *La guerre des confédérés*, in: *Œuvres de Frédéric le Grand*, Bd. 14, Berlin 1850, S. 219.

46 Friedrich II. an Prinz Heinrich, Potsdam, 12. Juni 1772, in: *Politische Correspondenz Friedrichs des Großen*, Bd. 32, hrsg. v. G. B. Volz, Berlin 1908, S. 249. Es sei angemerkt, dass der preußische König diesen Ausdruck nicht nur auf die Polen anwandte. In seinem Werk „Über die deutsche Literatur“ schrieb er: „Um sich vom Mangel an gutem Geschmack zu überzeugen, der in Deutschland weiterhin vorherrscht, genügt es, eine Aufführung zu besuchen. Dort sieht man die entsetzlichen Stücke Shakespeares, die in unsere Sprache übersetzt wurden, und das Publikum ist vor Begeisterung überwältigt, während es diesen lächerlichen Schwänken lauscht, die den Wilden Kanadas würdig sind. Ich nenne sie so, weil sie alle Regeln des Theaters brechen“, Friedrich II., *De la littérature allemande*, in: *Œuvres de Frédéric le Grand*, Bd. 7, Berlin 1847, S. 124.

47 Friedrich II. an Heinrich, Potsdam, 9. Oktober 1772, in: *Politische Correspondenz*, Bd. 32, S. 553.

bessere Erziehung der Jugend, um diese Irokesen zu zivilisieren“.⁴⁸ Er führte aus: „Im Land mangelt es an Handwerkern, Schneidern und Schustern... Ich gründe hier nun hundertachtzig Schulen [...], und gegenüber diesen Barbaren fühle ich mich wie ihr Lykurg oder Solon“.⁴⁹

Im aufklärerischen Diskurs waren die Bilder des Indianers, Tataren und Goten manchmal austauschbar.⁵⁰ In den *Ausführlichen Nachrichten über Schlesien* von Johann Joseph Kausch von 1794 heißt es: „Die Beschuldigungen, welche nun Oberschlesien gemacht hat, beschränken sich hauptsächlich auf eine feuerländische Nationalphysiognomie, auf den elenden sogenannten wasserpölnischen Dialekt, auf Unreinlichkeit, Trunkenheit, Dieberey und Stupidität und das höchste Elend der Haushaltung“.⁵¹ Johann Wilhelm von Archenholz schrieb ein Jahr später in seiner Biografie Johanns III. Sobieski: „Man sahe in Pohlen seltsame Contraste [...]. Orientalische Pracht neben iroketischer Nacktheit; alt-römische Gebräuche, vermischt mit gothischer Barbarey; einen König umgeben mit Kronbeamten an der Spitze einer Republik, und negerartige Sklaverey.“⁵²

Der Katalog der Vorstellungen, auf den hier zurückgegriffen wurde, zeigte eine erstaunliche Beständigkeit. Das Motiv der Barbarei hatten bereits die alten Griechen benutzt. Ursprünglich bezeichneten sie damit alle Völker, die kein Griechisch sprachen: Deren Sprachen nahmen sie als unverständliche, dumpfe Lautäußerungen wahr und schienen sinnlos zu sein.

48 Friedrich II. an Jean Le Rond d'Alembert, 19. Juni 1775, in: *Œuvres de Frédéric le Grand*, Bd. 25, Berlin 1854, S. 19f.

49 Ebd., S. 20.

50 Es wurden Analogien zwischen den Indianern und den Bewohnern Asiens in Betracht gezogen. Die Idee eines amerikanischen Ursprungs unzivilisierter Völker wurde unter anderem von Reisenden diskutiert. Robert Ledyard, Teilnehmer der dritten Weltumseglung von James Cook, die durch die Beringstraße führte, kam 1788 während seiner Expedition nach Sibirien zu diesem Schluss: „Die Tataren ähneln den Ureinwohnern Amerikas: Es sind dieselben Völker – die ältesten und zahlreichsten unter allen, und wären sie nicht durch ein kleines Meer getrennt, wären sie noch immer unter demselben Namen bekannt. Der Mantel der Zivilisation passt ebenso schlecht auf sie wie auf unsere amerikanischen Tataren – sie waren lange Zeit und werden noch lange Zeit Tataren bleiben, bevor sie irgendeine andere Art von Menschen werden“, zit. nach: L. Wolff, *Inventing Eastern Europe*, S. 348f.

51 J. J. Kausch, *Ausführliche Nachrichten über Schlesien*, Salzburg 1794; zit. nach: H. Orłowski, „*Polnische Wirtschaft*“. *Zum deutschen Polendiskurs der Neuzeit*, Wiesbaden, S. 421.

52 J. W. von Archenholz, *Sobiesky. Ein historisches Fragment*, „Die Horen“ 4, 1795, 12, zit. nach: H. Orłowski, „*Polnische Wirtschaft*“, S. 421.

Im klassischen Zeitalter verwendeten die Athener solche Begriffe, um nicht nur die Bewohner anderer *Poleis*, sondern auch ihre innerstädtischen Gegner zu beschreiben. In der hellenistischen Epoche verband sich mit dem Begriff des Barbarentums die Überzeugung von einer zivilisatorischen Überlegenheit. Barbarische Völker galten als unfähig, eigene Staatswesen zu schaffen und zu erhalten, da sie nicht ausreichend entwickelt, vernunftlos, ohne ästhetisches Verständnis und außerstande waren, ihre Triebe und Begierden zu kontrollieren. Sie galten als grausam, feige und verweichlicht.⁵³ All diese Eigenschaften schrieb Kermorvand auch den Polen in seinem Werk zu.

Der Autor wandte sich an den Leser: „So bitte ich dich, zweyfüßigen Schweinen von Pohlen zu sagen, daß ihre Voreltern, die Affen, mit Schmerzen sehen würden, was für Ungeschicklichkeit ihre Abkömmlinge, sowohl in diesem, als anderm Betracht, besäßen, heutiges Tages auch die einfachesten von unsern Gebräuchen nachzumachen“ (S. 74). Er stellte die Polen in eine Reihe mit „Türken, Verschnittenen, Barbaren, Wilden“ (S. 44). Die Osmanen, die besonders im Zusammenhang mit politischen und militärischen Konflikten als Feinde der lateinischen Zivilisation galten, verkörpert die Barbarei. Nicht zufällig bezeichneten Denker wie Leibniz auch Moskau – ebenfalls ein Beispiel für einen primitiven Staat – als „Türkei des Nordens“. Eunuchen galten als Symbole einer den europäischen Normen fremden Verderbtheit und exotischer Praktiken. Da für Kermorvand die Barbaren und Wilden durch Völker und Stämme repräsentiert wurden, die keine Zivilisation kannten, erschien ihm, dass die Polen aufgrund ihrer Sitten, ihres Charakters und ihrer Laster das merkwürdigste, am wenigsten beschriebene und unbekannteste aller barbarischen Völker darstellten. Diese These untermauerte der Pamphletist, indem er hinzufügte, dass die Unterschiede zwischen den Europäern und den Patagoniern, Afrikanern, Kalmücken, Hottentotten, Huronen und Tahitianern geringer seien als die zwischen den Polen und dem Rest der Menschheit. Diese Völker wurden nicht zufällig genannt – sie repräsentierten alle Kontinente und verkörpert die europäischen Vorstellungen von Barbarei. Von der europäischen Öffentlichkeit wurden ihnen bestimmte Eigenschaften zugeschrieben, durch die sie in ihrer Wildheit andere Stämme vermeintlich übertrafen. Trotz dieser negativen Merkmale, so der Autor, seien sie jedoch nicht so wild wie die Polen.

53 Vgl. E. Hall, *Inventing the Barbarian. Greek Self-Definition through Tragedy*, Oxford 1989.

Um die Verachtung zu verstehen, die in diesen Vergleichen mitschwang, muss man sich die damaligen Vorstellungen über die außereuropäischen Völker vergegenwärtigen, mit denen Kermorvand die Polen verglich.⁵⁴ Die Hottentotten, die in Süd- und Südwestafrika ansässig waren, galten als die primitivsten aller Wilden: Europäische Entdecker beschrieben sie als von Natur aus faul, kraftlos und träge und behaupteten, sie hätten nicht einmal die Fähigkeit zum Sprechen erlangt (ihr Sprechweise wurde mit dem Kollern von Truthähnen verglichen). Die Reisenden schrieben den Hottentotten einen unbändigen Sexualtrieb zu sowie die Neigung zum Kannibalismus. Ihre Nacktheit sowie angebliche anatomische Anomalien erregten bei Europäern Ekel und Verachtung. Sogar wenn den Hottentotten positive Eigenschaften zugeschrieben wurden, diente dies nur dazu, sie weiter zu diskreditieren: So galt etwa ihre Fähigkeit, Schiffe aus großer Entfernung zu sehen, als Beweis für ihre Wildheit, da dies auf eine Schärfung einzelner Sinne durch Abstumpfung anderer zurückzuführen sei.

Die Patagonier, die Ureinwohner Südamerikas südlich des Rio Negro, wurden seit der Zeit Ferdinand Magellans als übermenschlich große Wesen beschrieben. Europäische Beobachter schilderten sie als aggressiv; sie ließen jede Moral vermissen und benutzen nur primitive Werkzeuge, trugen nur Tierfelle und ernährten sich von rohem Fleisch. Der Mythos von den patagonischen Riesen lebte in den 1760er Jahren wieder auf in Reisebeschreibung des englischen Seefahrers John Byron; dessen *Reise um die Welt* wurde schnell zum Bestseller.

Die Huronen, ein nordamerikanisches Indianervolk, das Mitte des 17. Jahrhunderts von den Irokesen unterworfen worden war, wurden als besonders brutal und grausam beschrieben. Missionare betonten die grausamen Rituale zu Ehren der Sonnengottheit, bei denen sie Gefangene folterten und töteten. Mörder, die zum Tode verurteilt wurden, sollen an die Leichen ihrer Opfer gefesselt worden sein, bis sie verhungerten. Die Berichte hoben ihre moralische Verdorbenheit hervor, ebenso die primitiven Methoden von Landwirtschaft und Jagd.

54 Unter den vielen Werken, die das Verhältnis der Aufklärungsdenker zu den Urvölkern beschreiben, seien folgende hervorgehoben: *Exoticism in the Enlightenment*, ed. by G. S. Rousseau, R. Porter, Manchester–New York 1990; R. Bartra, *Wild Men in the Looking Glass. The Mythic Origins of European Otherness*, trans. by C. T. Berrisford, A. Arbor, Michigan 1994; R. Nash, *Wild Enlightenment. The Borders of Human Identity in the Eighteenth Century*, Charlottesville–London 2003.

Die Kalmücken – ein Ethnikum, das im weitesten Sinn in der Tradition des mongolischen Reiches verortet wurde – verkörperten in der Vorstellung des aufgeklärten Europa die extremste Barbarei. Sie galten als Menschen, „die weder göttliche noch menschliche Gesetze kannten“, sehr primitiv, brutal und aggressiv, unzuverlässig und verräterisch.⁵⁵

Der Begriff „Neger“ (*nègres, negros* – Schwarze), der seit dem 16. Jahrhundert verwendet wurde, bezog sich zu Beginn des 18. Jahrhunderts hauptsächlich auf schwarze Sklaven. Wie erwähnt, wurde in dieser Zeit eine vermeintliche Nähe zwischen Orang-Utans und Afrikanern konstruiert. Mitte des 18. Jahrhunderts wurde das Wort „Neger“ im Französischen zudem verwendet, um Schriftsteller zu bezeichnen, die im Auftrag anderer arbeiteten, ohne ihre Werke mit ihrem eigenen Namen zu versehen.

Obwohl Tahiti, das 1767 durch Europäer entdeckt wurde, von diesen zunächst als barbarisches Paradies angesehen wurde und Berichte das anmutige Aussehen der Bewohner hervorhoben, kam schnell Kritik auf: Die Frauen galten als sittenlos, die Werkzeuge als einfach, primitiv und die Inselgemeinschaften wurden als zerstritten und zum Zwist geneigt beschrieben. Alle Tahitianer seien Diebe, zeigten jedoch, wenn sie ertappt wurden, aufrichtige Reue. So passten sich die Tahitianer perfekt in das Bild der „edlen Wilden“ ein, die auf der Entwicklungsstufe von Kindern standen. In den Reiseberichten erschien Polynesien als eine Region voller schöner, naiver Menschen, die in einer von der Natur reich beschenkten Umgebung lebten, frei von Unterdrückung, übermäßiger Arbeit und anhaltenden Sorgen.

V

Jan Gintel, der Herausgeber von Berichten ausländischer Autoren über Polen, bezeichnete *Orang-outang* als eine „Kuriosität“, ein „kleines Werk“ und eine „amüsante Beschreibung“.⁵⁶ Doch was war Kermorvands Schrift ihrem Wesen nach? Sie war dem Aufbau eines naturhistorischen Traktats nachempfunden. In sachlichem Tonfall und mit dem Gestus eines unparteiischen Forschers schilderte der Autor die Bewohner der *Rzeczpospolita* als eine Spezies tierischen Ursprungs.

55 E. Otwinowski, *Dzieje Polski pod panowaniem Augusta II od roku 1696–1728*, Kraków 1849, S. 108.

56 J. Gintel, *Uwagi wstępne*, in: *Cudzoziemcy o Polsce. Relacje i opinie*, hg. v. J. Gintel, Bd. 1, Kraków 1971, S. Xf.

Die Struktur des *Orang-outang* folgt der inneren Logik einer wissenschaftlichen Abhandlung: Auf eine ausführliche Einleitung folgen einzelne Kapitel, die jeweils einem eigenen Themenbereich gewidmet sind und an eine systematische Darstellung aus einem spezifischen Wissensfeld erinnern. Der Autor, der die Maske eines Naturforschers trägt, ordnet das Material nach wissenschaftlichen Prinzipien: Er beschreibt unter anderem die Ethnogenese der Polen, ihr natürliches Umfeld, ihre physischen und moralischen Eigenschaften sowie ihre sozialen Gepflogenheiten. Dabei bedient er sich einer Terminologie, die den Naturwissenschaften entlehnt ist, und verweist auf Werke der Naturgeschichte. Er stilisiert sich als gelehrter Reisender, der auf Grundlage langjähriger Beobachtungen und gesammelter Erfahrungen über empirisch fundiertes Material verfügt.

Obwohl formal in wissenschaftlicher Gestalt gehalten, handelt es sich beim *Orang-outang* im Kern um ein politisch-sittliches Pamphlet. Die gewährte formale Strenge diente ausschließlich der Steigerung der rhetorischen Schärfe: Aufbau der Argumentation, Systematisierung des Materials und ein Ton scheinbarer Objektivität bildeten das Fundament für eine bissige Satire. Der Autor bewahrte dabei den Anschein von Ernsthaftigkeit, Sachlichkeit und wissenschaftlicher Distanz. Selbst die abwegigsten Thesen formulierte er mit stoischer Ruhe und in einer Sprache, die einem gelehrten Traktat nachempfunden war. Die Groteske verbarg sich hinter einer wissenschaftlichen Fassade – was ihre Wirkung nur noch verstärkte. Gerade der Kontrast zwischen Form und Inhalt verlieh dem Text seine beabsichtigte Schärfe und seinen spöttischen Unterton.

Der Autor bettete sein Werk in die wissenschaftlichen, philosophischen und politischen Diskurse des 18. Jahrhunderts ein. Auf den Seiten des Textes berief er sich auf herausragende Naturforscher wie Carolus Linnaeus, Georges-Louis Leclerc de Buffon und Charles Marie de La Condamine, wodurch der Darstellung der Anschein gelehrter Glaubwürdigkeit verliehen wurde. Zugleich trat er in einen ironischen Dialog mit der polnischen historiografischen Tradition: Er erwähnte Marcin Kromer und Maciej aus Miechów, zitierte Michel de La Bizardière. Darüber hinaus griff er auf das politische Denken der Aufklärung zurück: In seiner verzerrten und übersteigerten Kritik an der Staatsordnung klangen deutlich die Diagnosen von Montesquieu und dessen Epigonen an. Bemerkungen über ein von den Nachbarn ausgeplündertes Volk und über die Narren, die die Macht innehatten, verdichteten sich zu einer bitteren Zustandsbeschreibung der Adelsrepublik unter der Herrschaft Stanislaus Augusts.

Die intertextuelle Dimension des Textes umfasste auch Anspielungen auf die Bibel. Kermorvand, der sich als Gelehrter inszenierte, griff auf die Heilige Schrift zurück – nicht ohne dabei Irrtümer zu begehen (so verwechselte er etwa Abigail mit Batseba). Er beschwor mythologische Gestalten und zitierte Passagen aus Shakespeares *Der Kaufmann von Venedig*. Diese Verweise fungierten als ornamentale Elemente und trugen zur Inszenierung einer Atmosphäre gelehrter Nonchalance bei.

Ein charakteristisches Stilmittel der Textinszenierung war der Rückgriff auf erfundene Quellen – ein Verfahren, das sich im Übrigen nahtlos in die im 18. Jahrhundert verbreitete Konvention literarischer Mystifikation einfügte. Der Autor erwähnt im Text den fiktiven Schriftsteller Hatika und beruft sich zudem auf ein angeblich aus der Kanzlei des Fürsten Cracus stammendes Dokument.

Das Pamphlet bediente sich eines Codes, der für den gebildeten Leser der Aufklärung leicht zu entschlüsseln war: Die genannten Namen, populären intellektuellen Konzepte und Anspielungen auf aktuelle politische Entwicklungen ermöglichten es dem zeitgenössischen Publikum, den Charakter des Textes zu erfassen. Der Rückgriff auf vertraute Konventionen – die Sprache der Wissenschaft und die Form des Traktats – verstärkte die satirische Wirkung.

Dienten derartige gelehrte Stilmittel nicht zugleich als Kritik am aufklärerischen Diskurs selbst? Immerhin imitierte Kermorvand die enzyklopädische Erzählweise, bediente sich der Sprache der Wissenschaft und griff gezielt auf Ideen und Denkmuster zurück, die für das Zeitalter der Aufklärung charakteristisch waren. Oder aber – was plausibler erscheint – handelte es sich bei seinem Traktat schlicht um ein literarisches Zeugnis von Frustration und Enttäuschung? Ähnlich verhielt es sich im Fall des ungleich bekannteren Georg Forster, jenes deutschen Naturforschers, der über Polen mit unverhohlener Bissigkeit schrieb. In seinem Tagebuch rechtfertigte er seine scharfen Bemerkungen mit den Worten: „Ich bin niedergeschlagen und suche in satirischen Ausfällen über Polen Erleichterung“.⁵⁷ Auffällig ist, dass auch Forster auf die Rhetorik der Entmenslichung zurückgriff, wenn er von einem „Land der Bären“ sprach, das von „Schweinen“ und „Vieh“ bewohnt werde.⁵⁸

⁵⁷ Zit. nach: J. Kordel, *Czy Georg Forster nie lubił Polaków? Pendant do refleksji nad literaturą podróżniczą jako źródłem historycznym*, in: „Kwartalnik Historyczny“, 130, 2023, 3, S. 511, Anm. 86.

⁵⁸ Ebd., S. 509.

VI

Der bereits erwähnte Jan Gintel stellte sich die Frage, wie dieses Werk nach der ersten Teilung Polens von den polnischen Aufklärern und Reformern rezipiert wurde, die ihre Vorbilder und ihre Hoffnung aus der großen französischen Kultur schöpften.⁵⁹ Er nahm an, dass es auf sehr negative Resonanz gestoßen sei. Die polnischen politischen Eliten, so vermutete er, konnten sich kaum der Tatsache entziehen, dass das Pamphlet dazu diene, die *Rzeczpospolita* in einem äußerst negativen Licht darzustellen – was möglicherweise Einfluss auf die internationale Wahrnehmung des Staates und seiner Bewohner hatte.

Kaum war die Schrift aus der Druckerpresse hervorgegangen, zog sie sogleich das Interesse der polnischen Diplomatie auf sich. Man erwog, ob der König Schritte unternehmen sollte, um ihren Verkauf zu unterbinden. Der oben erwähnte Aleksy Husarzewski vertrat jedoch die Auffassung, der Warschauer Hof würde der Broschüre dadurch nur zusätzliche Bedeutung beimessen – und die Öffentlichkeit nach einer erfolgreichen Intervention umso neugieriger auf den Inhalt des verbotenen Pamphlets reagieren. „Das Beste ist, seine Existenz zu ignorieren“, argumentierte der Kommissar. Er ging davon aus, dass die Schrift kaum Aufmerksamkeit erregen und rasch in Vergessenheit geraten würde.⁶⁰

Nach der Lektüre änderte Husarzewski seine Meinung jedoch grundlegend. In einem Schreiben an den Leiter des königlichen Kabinetts, Jacek Ogrodzki, brachte er sein Bedauern darüber zum Ausdruck, dass der Pamphletist „nicht in Warschau bestraft wurde, wie er es verdient hätte – dann wäre heute nicht mehr von ihm die Rede“.⁶¹ Die Broschüre bezeichnete er als „das niederträchtigste, dümmste und ordinärste Machwerk, das man sich überhaupt vorstellen kann.“ Seiner Ansicht nach „sollte der König Schritte unternehmen, um den Verfasser in Hamburg – falls er sich dort noch aufhält – festnehmen und seiner Strafe zuführen zu lassen.“ Dieser „Elende“, so schrieb der polnische Kommissar weiter, „verdient es, mit seinem Werk um den Hals auf das Schafott geführt zu werden“.⁶²

59 J. Gintel, *Uwagi wstępne*, S. Xf.

60 Aleksy Husarzewski an Bernard Zabłocki, Danzig, 23. November 1779, in: *Materiały do życiorysu i twórczości I. Krasickiego*, bearb. von L. Bernacki, „Pamiętnik Literacki“ 26, 1929, S. 460.

61 Ders. an Jacek Ogrodzki, Danzig, 30. November 1779, ebd., S. 460.

62 Ders. an dens., Danzig, 7. Dezember 1779, ebd., S. 460f.

In dem bereits erwähnten Exemplar der französischen Ausgabe aus der Bibliothek der Familie Tyszkiewicz, das sich in der Nationalbibliothek befindet, hinterließ ein Leser aus dem 18. Jahrhundert folgenden Kommentar: „Ein Werk, das zeigt, bis zu welchem Grad die Seele erniedrigt werden kann, wenn man alles, was an Religion, Ehre und Anstand das Heiligste und Ehrwürdigste ist, verachtet. Dies ist ein weiterer Beweis dafür, dass Frankreich uns neben großen wissenschaftlichen Entdeckungen auch solche geliefert hat, die eine Quelle von Schande und Scham sind. Tatsächlich [...] muss man ein wahrer Orang-Utan sein, um solche Worte zu Papier zu bringen“. ⁶³

VII

Der Austausch und die Beziehungen zwischen verschiedenen ethnischen, sprachlichen und religiösen Gemeinschaften förderten die Entstehung stereotypischer Vorstellungen. Selbst im fernen Schweden wurden nahezu allen Nationen charakteristische Eigenschaften zugeschrieben, die im Laufe der Zeit Eingang in die Sprache fanden: Französisch wurde zum Synonym für Eleganz, Spanisch für Stolz und Türkisch für Rohheit. Ähnliche Mechanismen prägten auch die Assoziationen mit Polen, was sich in humorvollen sprachlichen Wendungen zeigte, die mit der Endung „-ski“ versehen waren, wie etwa „Slapinsky“ (von *slapp*, nachlässig) oder „Pratatosky“ (von *prata*, schwätzen). ⁶⁴

Die Darstellungen fremder Nationen waren oft von negativen Merkmalen geprägt und bildeten einen Kontrapunkt zum idealisierten Selbstbild der eigenen Gemeinschaft. Es überrascht daher kaum, dass andere Völker in einem verzerrten Spiegel gezeigt wurden – ihr Bild absichtlich verzerrt, überzeichnet und retuschiert daherkam. Das Motivrepertoire blieb erstaunlich konstant und eine der zentralen Strategien in der politischen Literatur und Publizistik war, wie bereits erwähnt, die Zuschreibung barbarischer Eigenschaften.

Im frühneuzeitlichen Europa galten die romanischen und germanischen Länder als Zentren der Zivilisation. Je weiter man sich von diesem Zentrum

63 *L'orang-outang* (wie Anm. 28). Ein treffendes Fazit findet sich auf den letzten Seiten desselben Exemplars: „Du hast einen Schurken an deiner Brust genährt, unglückliches Polen“, ebd. S. 96.

64 S. Wędkiewicz, *Z dziejów języka polskiego zagranicą. Polskie rzeczy w języku szwedzkim*, Kraków 1919, S. 23–25.

entfernte, desto höher wurde der Grad an Rohheit und Barbarei, der anderen Nationen zugeschrieben wurde. Der Begriff Barbarei war jedoch vielschichtig. Niccolò Machiavelli rief in *Der Fürst* zur Befreiung Italiens aus der „barbarischen Knechtschaft“ auf, womit er die Befreiung von der Herrschaft spanischer und französischer Dynastien meinte.⁶⁵ Der spanische Kapitän Francisco de Cuellar, der den Untergang der Großen Armada überlebt hatte, betrachtete Ende des 16. Jahrhunderts die Iren als Barbaren, da es in ihrem Land „weder Gerechtigkeit noch Gesetz gab und jeder tat, was er wollte“.⁶⁶

Bei der Beschreibung von Nationen griff man häufig auf symbolische Entsprechungen aus der Tierwelt zurück. Diese wurden mit ihren charakteristischen Merkmalen zu einem praktischen Instrument, um Völker auf allegorische Weise darzustellen. Solche Bezüge fanden sich in unterschiedlichen Kontexten: in der Mythologie, Heraldik, Kartografie, politischen und satirischen Schriften sowie in der bildenden Kunst. Bekannte Beispiele hierfür sind die steirische Nationentafel und der Gemäldezyklus von Jan van Kessel dem Älteren.⁶⁷

Es sei auch daran erinnert, dass in polemischen Schriften häufig das Motiv des Affen auftauchte, das deutlich negative Konnotationen weckte und dazu diente, den Gegner herabzuwürdigen oder lächerlich zu machen. Es sollte auf zivilisatorische Rückständigkeit, primitive Bräuche und moralische Degeneration hinweisen, was dieses Motiv zu einem wirkungsvollen rhetorischen Mittel und einem effektiven Propagandainstrument machte.⁶⁸

Doch auch vor diesem Hintergrund sticht das hier vorgestellte Werk von Louis Kermorvand als außergewöhnlich hervor. Obwohl es in die Reihe zeit-

65 Das sechsundzwanzigste Kapitel versah der Autor mit dem Titel: „Exhortatio capessendam Italiam in libertatemque a Barbaris vindicandam“ („Ermahnung, Italien zu ergreifen und es von den Barbaren in die Freiheit zu führen“).

66 [F. de Cuellar], *Carta de uno que fué en la Armada y cuenta la jornada*, in: *La armada invencible*, hg. v. C. F. Duro, Bd. 2, Madrid 1885, S. 359.

67 Bayerische Staatsgemäldesammlungen, Alte Pinakothek, München, Inv.-Nr. 1910, J. van Kessel. *Die vier Erdteile. Europa*; Österreichisches Museum für Volkskunde, Wien, Inv.-Nr. ÖMV/30.905, *Kurze Beschreibung der in Europa befindlichen Völkern und ihren Aigenschafften*; vgl. *Europäischer Völkspiegel. Imagologisch-ethnographische Studien zu den Völkertafeln des frühen 18. Jahrhunderts*, hrsg. v. F. K. Stanzel, Heidelberg 1999.

68 C. F. Benkowitz, *Geschichte eines afrikanischen Affen namens Lav Muley Hassan, ehemals Arouet Voltaire genannt*, Berlin–Leipzig 1807; P. Buchwaldówna, „Małpa-człowiek”. Anonimowa satyra z czasów saskich, „Pamiętnik Biblioteki Kórnickiej“ 7, 1959, s. 75–91.

genössischer Pamphlete passt, mit denen westeuropäische Autoren versuchten, die politische und soziale Ordnung sowie die Kultur der polnisch-litauischen Adelsrepublik zu diskreditieren und sie als exotisch und fremd gegenüber den Normen der zivilisierten Welt darzustellen, überschreitet es Grenzen, die selbst die schärfsten Polemiker seiner Zeit nicht zu verletzen wagten. Kermorvand versuchte, die Andersartigkeit der Polen nicht kulturell, sondern biologisch zu erklären. Den Bewohnern der Adelsrepublik sprach er kategorisch jeglichen Platz in der zivilisierten Welt ab und sah in ihrem Verhalten lediglich urtümliche Barbarei. Er begnügte sich nicht damit, die Polen mit Affen zu vergleichen – er ging noch weiter und behauptete, sie seien deren direkte Nachkommen.

Darüber hinaus betonte der französische Autor die vermeintliche Unfähigkeit der Polen, auch nur das niedrigste Niveau der Zivilisation zu erreichen, und behauptete, dass deren Barbarei noch die ihrer angeblichen Vorfahren unter den Affen übertreffe. Im Kontext der Debatten des 18. Jahrhunderts über Menschenaffen, die von einigen Gelehrten der menschlichen Spezies zugeordnet wurden, erscheint Kermorvands Position als besonders radikal.

VIII

Der deutsche Text wurde auf der Grundlage der Ausgabe von 1780 ediert. Wie bereits erwähnt, erschien das Werk bei Joachim Pauli in Berlin. Der Name des Übersetzers konnte nicht ermittelt werden. Dieser bemühte sich, den Inhalt des Originals exakt zu übertragen und passte Syntax und Phraseologie den sprachlichen Normen des Deutschen an. Die ursprüngliche Orthografie blieb unverändert, während die Interpunktion modernisiert wurde. Die vorliegende polnische Übersetzung gibt den Inhalt des Pamphlets in der französischen Urfassung originalgetreu wieder und passt die Satzstruktur, Phraseologie sowie den Wortschatz den Normen und Besonderheiten der modernen polnischen Sprache an.

Die mit einem Sternchen gekennzeichneten Anmerkungen stammen vom Autor. Bei der redaktionellen Bearbeitung habe ich die Anzahl der sachlichen (durch fortlaufende arabische Ziffern gekennzeichneten) Anmerkungen bewusst gering gehalten, indem ich mich auf die Identifizierung historischer Persönlichkeiten sowie auf die Kommentierung von Passagen beschränkt habe, die Beispiele für Verleumdung darstellten oder darstellen könnten.

Für die Ermutigung, die Übersetzungsarbeiten aufzunehmen, sowie für die Aufnahme der bereits abgeschlossenen Arbeit in die gemeinsame Schriftenreihe des Zentrums für Historische Forschung der Polnischen Akademie der Wissenschaften in Berlin und des Museums der Geschichte Polens „Quellen und Darstellungen zur deutsch-polnischen Beziehungsgeschichte in der Frühen Neuzeit und im 19. Jahrhundert“ möchte ich Prof. Dr. Igor Kąkolewski meinen Dank aussprechen. Für wertvolle Anmerkungen, Hinweise und Kommentare danke ich Prof. Dr. Zofia Zielińska, Prof. Dr. Dr. h. c. Michael G. Müller sowie Dr. Matthias Kopietz.

Louis de Kermorvand

Der Orang-Outang in Europa oder
der Pohle nach seiner wahren Beschaffenheit

Herausgegeben und kommentiert von
Jacek Kordel

*) Der
Drang-Dutang
in Europa

oder

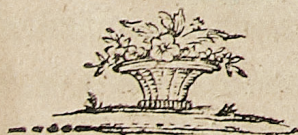
der Pohle,

nach seiner wahren Beschaffenheit;

eine methodische Schrift,

welche im Jahr 1779 einen Preis in der Naturgeschichte davon getragen hat.

*) Drang-Dutang heißt so viel, als ein Einwohner der Wälder: dies ist eine Benennung der Affen, die in Amerika, in dem Königreich Congo und in Ost-Indien befindlich sind.



Californien 1780.

[= Berlin]

Der
Orang-Outang
in Europa
oder
der Pohle
nach seiner wahren Beschaffenheit.
Eine methodische Schrift,
welche im Jahr 1779 einen Preis in der Naturgeschichte getragen hat*.

- * Orang-Outang heißt so viel als ein Einwohner der Wälder. Dies ist eine Benennung der Affen, die in Amerika, in dem Königreich Congo und in Ost-Indien befindlich sind.

Es sind ohngefähr sechs tausend sieben hundert achtzig siebenmahl vier und zwanzig Stunden, dreyzehn Minuten, keine Sekunde, neun und fünfzig Terzien, daß ich meine alte Tante, das Orakel von drey Pfarren und die Sapho ihres Dorfes, verlohren habe.¹ Allein ich erinnere mich noch und werde es zeitlebens nicht vergessen, daß diese gute Tante auf dem Todtbette aus einer besondern Gütigkeit mich zu sich rief, um mir ganz leise diese Worte zu sagen: „Ich verlasse dich, mein Sohn und mein Reich ist nicht mehr von dieser Welt. Allein entweder Sakrogorgon² ist ein Narr oder die Prophezeyung von dir wird eintreffen und du wirst einmahl Türken, Verschnittene³, Barbaren, Wilde und Pohlen zu sehen bekommen. Du wirst alle diese zweyfüßigen Thiere sehen, aber erinnere dich, o mein liebes Hänschen, daß nicht alles, was glänzet, Gold ist, und daß der Mensch, so wie dieses Metal, angerühret werden muß, um geschätzt zu werden. Vergeiß niemahls diese Lehre, die eine Frucht von einer sehr langen Erfahrung ist. Die Erinnerung davon wird dir auf den beyden Halbkugeln der Erde nützlich seyn, unter den Wendezirkeln und unter den Polen. Nimm auch, fügte sie hinzu, dieses kleine Kästchen, worin sich Tafeln von Buillon und Diabolini⁴ befinden. Dieses wird dein Temperament stärken, welches ich dir von Herzen wünsche und dich Gott befehle...“ Hier schwieg meine gute Tante, umarmte mich, niesete und verschied.

Ich brauchte lange Zeit, um den Sinn von dem alten Spruchwort meiner Tante zu errathen und noch längere Zeit, mich an die Diabolini zu gewöhnen. Ich war damahls jung und mein Temperament spottete aller Herzkärkungen. Aber jetzt, da ich älter bin, kaufe ich mich arm an Diabolini. Ich kann die tiefe Weisheit meiner Tante nicht genug bewundern, welche meine Schwäche, meinen Geschmack und meine Reisen vorhergesehen und vorhergesagt hat.

In der That, ich habe Türken, Verschnittene, Barbaren, Wilde und Pohlen gesehen. Alle diese zweyfüßigen Thiere sind sonderbar. Allein dasjenige, welches am wenigsten beschrieben werden kann und am wenigsten beschrieben worden ist, nach meiner Meinung, das, was die Naturkundigen

1 18 Jahre, 213 Tage, 13 Minuten und 1 Sekunde.

2 *Sacrogorgon*, eine von Voltaire geschaffene Figur im heroisch-komischen Poem *Die Jungfrau von Orléans* (*La Pucelle d'Orléans*, 1762), ist ein Dämon und brutaler Henker, der die Brutalität und Grausamkeit der Inquisition symbolisieren sollte.

3 *Verschnittene*, kastrierte Männer (Eunuchen).

4 *Liquore di diabolini*, auch bekannt als *nettare di Napoli*, ein Mittel zur Steigerung der Potenz.

den Pohlen genennet haben. Ich muß gestehen, daß seine Sitten, seine Gemüthsart, seine Laster, sein lächerliches Wesen etc. wegen ihrer Seltsamkeit verdienen, daß ein jeder neugieriger Beobachter seine Aufmerksamkeit darauf richte. Diesem Bewegungsgrunde habe ich meine Arbeit und Geduld zu verdanken. Ich glaube, daß die besondere Untersuchung, die ich von dieser Art im allgemeinen angestellt habe, sowohl denen, die die Pohlen kennen als denen, die sie nicht kennen, nicht anders als nützlich seyn könne. Wenn sie ohne Unterschied nur einige geringe Vortheile durch meine Bemühungen erhalten, so halte ich mich dafür hinlänglich belohnt. Denn sonst bin ich geharnischt und fürchte mich nicht vor den Klauen und Zähnen des Pohlen.

Man siehet täglich in der Natur Arten von Geschöpfen, welche durch ihre Verschiedenheiten so vervielfältiget sind, daß man oft kaum die Verhältnisse, welche sich zwischen dem Urbilde der Art und seinen äussersten Abänderungen befinden, wahrnehmen kann. Alle Naturkundiger insgemein haben für hinreichend gehalten, eine Art kenntlich zu machen oder sie von ihren Verschiedenheiten durch ihren Naturtrieb oder durch andre natürliche Eigenschaften zu unterscheiden und sie haben fast allezeit ihre Abtheilungen ohne Rücksicht auf die sittlichen Eigenschaften gemacht, welche oft allein die verschiedenen Familien eines einzigen Thiergeschlechts bezeichnen können.

Herr Linnee, Herr Buffon⁵, dieser lebenswürdige Vertraute der Natur und viele andre Naturkundiger oder eben so gründlich gelehrte als eifrige Naturlehrer, haben die Natur, von dem Menschen oder dem Elephanten an bis zur Mücke und von dem Eichbaum an bis zum Klee, erklärt. Sie haben die Bildung der Berge und Felsen, sowie der Madreporen⁶, der Corallen, der Perlen etc. erläutert, aber sie haben vergessen, uns mit den Pohlen bekannt zu machen. Sie haben nichts davon gesagt, sondern haben sie mit den andern Menschen vermengt, ohngeachtet sich eine besondere, ausgezeichnete und kennbare Verschiedenheit zwischen ihnen und der Hauptart befindet.

5 Carolus Linnaeus (1707–1778), ein schwedischer Naturforscher und Arzt, der die binominale Nomenklatur in der Biologie verbreitete. Georges-Louis Leclerc de Buffon (1707–1788), ein französischer Naturforscher und Philosoph, der einen wesentlichen Einfluss auf die Entwicklung der Naturwissenschaften im 18. Jahrhundert ausübte und als Vorläufer des Evolutionismus gilt; er betonte die Artverschiedenheit zwischen Mensch und Orang-Utan.

6 *Madreporen*, riffbildende Steinkorallen.

Die Patagonier, die Negers, die Calmucken unterscheiden sich nicht so merklich voneinander. Der Herr von Condamine⁷ hat die erstern gemessen und man beruft sich auf die Farbe und die Proportionen der andern. Man führet die Sitten und Gebräuche der Hottentotten, der Huronen, der Taiti-er etc. an, man beziehet sich auch auf die Geschicklichkeit, die List und die Boßheit der Affen.

Wenn diese einen besondern Haufen ausmachen, warum sollten die Pohlen nicht auch eine abgesonderte Classe ausmachen? Warum sollte man ihre Laster, ihr lächerliches Wesen oder alles das Abscheuliche, welches ihre Seele und ihre Art erniedrigt, verschweigen?

Martin Cromer, Mathias Michow, Alexander Guagnin, Erasmus Stella, die Herren von Hauteville, von Buzardiere⁸ und mehrere andre, haben zwar über Pohlen geschrieben. Allein alle diese Schriftsteller haben sich mehr mit dem historischen Theile oder der Regierungsform der Pohlen als mit den häuslichen oder gesellschaftlichen Sitten dieser Art beschäftigt. Letztere sind von ihnen mit den Augen eines Naturlehrers oder Naturkundigers gar nicht untersucht worden. Ob ich gleich nicht würdig bin, die Schuhriemen aller dieser Herren aufzulösen, ob ich gleich nichts als ein Schüler in der Naturgeschichte oder der Naturlehre bin, so habe ich doch die Dreistigkeit, mich zum Schriftsteller aufzuwerfen, weil ich unverschämt genug bin,

- 7 Charles Marie de La Condamine (1701–1774), ein Mathematiker, Geodät und Reisender, der fast zehn Jahre lang Südamerika erkundete und dessen indigene Völker kennenlernte.
- 8 Martin Cromer (1512–1589), Diplomat, Historiker und Bischof von Ermland, Autor der Chronik *De origine et rebus gestis Polonorum* (1555), die noch im 16. Jahrhundert mehrere fremdsprachige Ausgaben erlebte. Maciej Miechowita (1457–1523), Historiker, Geograph und Arzt, Autor des Werkes *Chronica Polonorum* (1519), das die Geschichte Polens bis zum Jahr 1506 darstellt, sowie des *Tractatus de duabus Sarmatiis*, einer geographischen Charakteristik der polnischen Gebiete, die in der frühen Neuzeit in viele Sprachen übersetzt wurde. Alessandro Guagnini (1534–1614), ein polnischer Historiker und Soldat aus Verona, Autor des in ganz Europa beliebten Buches *Sarmatiae Europaeae descriptio* (1578). Erasmus Stella (1460–1521), ein aus Leipzig stammender Chronist, Autor u. a. von *De antiquitatibus Borussiae libri duo* (1518), das die preußische Historiographie bis ins 19. Jahrhundert stark beeinflusste. Gaspard de Tende (1618–1697), Beobachter der politischen Verhältnisse in Polen zur Zeit von Johann II. Kasimir und Johann III.; unter dem Pseudonym sieur d'Hauteville verfasste er die sehr populäre *Relation historique de la Pologne* (1686). Michel David de La Bizardière († 1721), Autor der im 18. Jahrhundert populären und in viele Sprachen übersetzten Bücher über die polnischen Königswahlen, *Histoire des diètes de Pologne pour les élections des rois* (1697) und *Histoire de la scission ou division [...] au sujet de l'élection d'un roi* (1699), das die Geschichte des Interregnums nach dem Tod von Johann III. beschreibt.

zu glauben, daß ich gut studiret habe und daß ich meine Pohlen aus dem Grunde kenne und weil ich über dem den Ehrgeitz besitze, die Erkenntlichkeit eines jeden insbesondere zu verdienen, welchem meine Beobachtungen nützlich seyn und mitten in den Wäldern, welche die sarmatischen Ebenen bedecken, statt eines Compasses dienen werden.

Alle die alten Geschichtschreiber, welche über Pohlen geschrieben, haben geglaubet, daß die Pohlen von den Sarmaten abstammen, welche unter den Befehlen des Lech im Jahre 550 die Besitzungen der Wandalen⁹ an dem Ufer der Weichsel eingenommen haben. Da diese Geschichtschreiber sich bey dieser Meinung allein aufgehalten und ihre Untersuchungen nicht weiter getrieben, so scheinet es, daß sie die vorhergehende und nachfolgende Geschichte der Pohlen nicht gewußt und sich in vielem Betracht, einer wie der andre geirrt haben.

Ich habe über diesen Gegenstand mühsame und, ich kann sagen, gelehrte Untersuchungen angestellt. Sie haben mich auf lustige Muthmaßungen gebracht, welche mir, wegen ihrer Beziehungen und Wahrscheinlichkeit, werth zu seyn scheinen, die Neugier des Lehrers an sich zu ziehen, welchem ich überlasse, zwischen mir und den Verfassern der alten Chronicken den Ausspruch zu thun.

Wenn der erste Ursprung der Völker und der Nationen lügenhaft, fabelhaft oder unbestimmt ist, wenn einige sich in dem Alterthum verlieren, wenn andre uns bekannt sind, so rühret dieses daher, daß sehr oft der Nationalstolz haben will, daß sie erstern unbekannt bleiben oder daß die letztern entdeckt werden und daß eben dieser Stolz, welcher verursacht, unsre Väter zu verkennen, uns auch beweget, selbige gar zu verläugnen, wenn ihr Stand, ihre Beschaffenheit, ihr Ursprung unserer wirklichen oder vermeintlichen Größe einen Flecken anhänget. Dieses ist der Fall, worinn die Pohlen sich befinden. Sie wollen uns überreden, daß das Blut, welches heutiges Tages in ihren Adern fließet, sarmatisch ist, da sie solches doch Affen aus Amerika, ihren ersten Stammvätern, zu verdanken haben. Dieser Gedanke

9 *Lech*, gemeinsam mit den legendären Brüdern Čech und Rus, soll Polen, Böhmen und Rus gegründet haben. Eine literarische Figur, die seit dem 14. Jahrhundert in polnischen und tschechischen Chroniken bezeugt ist. Die *Wandalen*, ein germanisches Volk, das vor dem 4. Jahrhundert Gebiete entlang der oberen Oder und der Donau besiedelte. Die *Sarmaten*, ein nomadisch-hirtenvölkisches Volk iranischer Herkunft, das sich allmählich ab der Mitte des 1. Jahrtausends vor Christus in Richtung der Steppen nördlich der Schwarzmeerküste verlagerte. In der Literatur und Publizistik seit Mitte des 15. Jahrhunderts galten sie als Vorfahren des polnischen Adels.

scheint bey dem ersten Anblick wunderlich, ja sogar widersinnig. Allein er wird bald wahrscheinlich werden, wenn man die Geschichte des Hatik*¹⁰ vom vierten Jahrhundert, welcher damals lebte und der aufgeklärteste Weltweise und Reisende seiner Zeit war, nachschlagen und sich darauf beziehen will. Hatik (in seiner allgemeinen Geschichte der Reisen und besonders im 13. Titel des 27. Capitels) sagt mit klaren, bestimmten, ausdrücklichen und keiner Zweideutigkeit unterworfenen Worten, daß das Land, welches wir heutiges Tages Groß- und Klein Pohlen nennen, der Wohnsitz einer Colonie von Affen war, welche dem Menschen, in Ansehung ihrer Proportion, ihrer Natur und ihres Naturtriebes, sehr gleich kämen. Dieser Fürst sagt sogar, daß er einen von diesen jungen Affen auf sein Schloß habe kommen lassen, um sich damit zu belustigen und daß er sehr geschickt spadonniret habe (dieses war ohne Zweifel mit einem hölzernen Säbel**). El Karaßer, Mikul, Schakian etc. welches spätere Geschichtschreiber als Hatik, sind, sagen ein gleiches und fügen noch neue Umstände hinzu. Endlich ist auch eine Nachricht, welche sich in der Canzley von Cracus III., Fürsten von Pohlen niedergeschrieben findet¹¹, noch überzeugender als alle diese Zeugnisse und läßt mein System, zum Trotz aller Widersachen und Partheyischen, triumphiren. So viele Aufmerksamkeit auch die Pohlen bisher darauf gewendet haben, um der Welt die Kenntniß von dieser Nachricht zu entziehen, so hat mir doch solche ein Zufall verschaffet und mit vieler Mühe habe ich eine beglaubte Abschrift davon erlanget, welche ich gegenwärtig vor Augen habe.

Diese Nachricht erwähnt anfänglich ohne Zweydeutigkeit der Mittel, welche Cracus angewendet hat, um den Drachen umzubringen***, welcher die umliegenden Gegenden von Cracau verwüstete. Sie besaget darauf, daß Cracus, nachdem er versucht hatte, das Affenvolk von Pohlen zu unterjochen oder auszurotten, die Hoffnung verlohren, es mit Gewalt oder Geschicklichkeit und List zu bewerkstelligen, daß er hierauf eine neuntätige Andacht angestellt und nach selbiger durch die Fürbitte der heiligen

* Diese Geschichte ist sehr rar und schwer zu finden.

** Die Werke dieser Schriftsteller sind sehr alt und fast unbekannt.

*** Siehe die Geschichtschreiber von Pohlen.

10 Hier und im Folgenden beruft sich der Autor auf die Erkenntnisse erfundener Autoren (Hatik, El Karaßer, Mikul, Schakian) und fiktiver Dokumente (z. B. ein Diplom aus der Kanzlei Kraks, des legendären Gründers von Krakau).

11 *Krak* (*Cracus*), der legendäre Gründer von Krakau, Vater von Wanda und gemäß einer Version der Legende der Bezwiner des Wawel-Drachens; eine Figur, die erstmals in der Chronik von Wincenty Kadłubek aus dem Übergang vom 12. zum 13. Jahrhundert erwähnt wird.

Nicola erlanget habe, daß die Verstand- und materiellen Theile der Affen verwandelt und denen gleichmäßigen oder ähnlichen Theilen der Sarmaten einverleibet würden. Damals geschahe es, sagt eben diese Nachricht, daß man sahe, wie die Affen ihr Haar verlohren, längere Ohren bekamen, Knebelbärte wachsen ließen, Stiefel anzogen und dem Cracus den Huldigungseid leisteten, welcher seiner Seits ihnen versprach, die republikanische Verfassung und die Landesgesetze aufrecht zu erhalten. Auf diese Bedingungen legten die Affen den Eid ab, sie erhielten den Genuß aller Vorrechte, welche den Sarmaten waren bewilliget worden, mit welchen sie sich in der Folge vermischt oder verbunden haben und diese Begattung hat ausgeartete hervorgebracht, welche die folgende Jahrhunderte mit dem willkührlichen Namen von Pohlen belegt haben.

Da ein so offener und entscheidender Beweis nicht weiter gestattet, über die Wirklichkeit der Affen in Pohlen einigen Zweifel zu hegen, so ist es leicht zu erklären, wie diese Affen dahingekommen und wie sie sich daselbst behauptet haben.

Jedermann weiß, daß durch Norden thierische Auswanderungen der amerikanischen Arten nach Europa geschehen sind. Die Beweisthümer, welche wir davon haben, die große Ähnlichkeit zwischen einigen von unsern Arten und denenjenigen, welche dem amerikanischen Klima eigen oder gemäß sind, rechtfertigen und bestätigen diese Meinung. Wir können zwar den Zeitpunkt dieser Auswanderung nicht bestimmen, aber wir wissen, daß sie möglich sind und daß sie geschehen seyn müssen, weil wir in Europa gewisse Gattungen sehen, die ihm nicht zugehören, sondern amerikanisch sind. Dergleichen ist, zum Exempel die Art von Affen, wovon hier die Rede ist, welche, nachdem sie in Amerika erzeugt worden, sich nach Pohlen verpflanzet und sich daselbst niedergelassen haben, weil dieses mit großen Wäldern bedeckte Land, ihnen eine sichere Freystatt gegen alle Verfolgungen anzubiethen schien. Es ist auch wahrscheinlich, daß sie solche bis zur Ankunft der Vandalen und der ihnen nachgefolgten Sarmaten ruhig genossen haben. Damals wurden die Affen genöthiget, das platte Land zu verlassen und in die dicksten Wälder zu entweichen, um den Verfolgungen ihrer Feinde zu entgehen und einen glücklichen Zeitpunkt zu erwarten, wo sie ihre Rechte und Besitzungen wieder erlangen könnten. Sie durften nicht lange darauf warten. Denn der Tod des Lech verschaffte ihnen dazu Gelegenheit. Dies ist die Zeit, wo ein Affenfürst zur Regierung gelangte, welcher sie, nachdem er seine Nebenbuhler besieget hatte, so lange behauptete, bis Visimir (welchen die Polen für den zweiten Herzog von Pohlen

ausgeben)¹² selbigen nöthigte. Die Affen, welche gezwungen wurden, in die Wälder zurückzukehren, machten daselbst eine mächtige Parthey, welche allezeit der Macht des Landesfürsten die Wage hielt, bis Cracus, wie wir bereits gemeldet haben, ihre Verwandlung bewirkete.

Diese Muthmaßungen, die ein jeder partheyischer Leser verwerfen mögte, sind jedoch zuzulassen und anzunehmen, wenn man in Betrachtung zieht, daß die Wirklichkeit der Affen in Pohlen erwiesen worden. Wie zweifelhaft die alten Schriftsteller herüber sind, wie die Jahrbücher von Pohlen ein tiefes Stillschweigen über die Nachfolger des Lech beobachten, welches eine Lücke von ohngefähr 150 Jahren ausmacht und wovon die Pohlen bloß sagen, daß sie während der Zeit von Abkömmlingen des Lech beherrscht worden, davon ihnen aber die Namen und die Geschichte ganz unbekannt sind. Dieses Stillschweigen, diese räthselhafte Fürsten, sind lauter Mittel, durch welche die Pohlen die genaue Kenntniß ihrer Fürsten und ihren ersten Ursprung der Nachwelt haben entziehen wollen.

Dieser Ursprung aber ist thierisch und keinem weitem Widerspruch unterworfen. Selbst die pohnischen Geschichtschreiber, welche ihn haben verbergen wollen, haben einstimmig gesagt, daß die Pohlen von den Sarmaten abstammen und daß das Wort Sarmate zum Theil von dem griechischen Worte *sauros*¹³, welches eine Natter bedeutet, herkomme. Diese Schriftsteller geben also auch den Pohlen eine thierische Abstammung und sie unterscheiden sich von mir nur darinn, daß sie für besser gehalten haben, lieber Nattern daraus zu machen als zu gestehen, daß sie von Affen abstammen. Ich habe allein die Dreistigkeit gehabt, es zu sagen und zu beweisen. Ich werde auch die Geduld haben, fortzufahren, um die Verhältnisse zu bemerken, welche ich zwischen den Sitten oder verschiedenen Gebräuchen der Pohlen und Affen, von welchen sie nach meiner Meinung herkommen, wahrnehmen werde.

REGIERUNGSART

Vor der Ankunft des Lech in Pohlen und vor der unrechtmäßigen Beherrschung seiner Nachfolger lebten die Affen als Einwohner dieses Landes unter einer aristokratischen Regierung. Aber ihre Schwäche, ihre erzwungenen Entweichungen und der Ehrgeitz der unrechtmäßigen Beherrscher haben

12 *Visimir*, der legendäre Sohn oder Enkel von Lech.

13 *Σαῦρος*, griechisch für Echse, kann im weiteren Sinne verschiedene Reptilien bedeuten. In der französischen Ausgabe von 1779 sowie in der deutschen Ausgabe von 1780 kam es an dieser Stelle zu einem Druckfehler (*παῦρος*).

die republikanische Verfassung in eine monarchische Gewalt verwandelt, welche seit dem allezeit einer demokratischen Macht die Wage gehalten hat. So ist noch jetzt die pohlische Regierungsform wirklich beschaffen: monarchisch und demokratisch zugleich. Diese übel zusammengeordnete und durch kein Gegengewicht beschränkte Vereinigung ist die Quelle der Trennungen, der Conföderationen, welche Pohlen verheeren und der innerlichen Kriege, wo die Gewalt vor Recht geht und wo die Handhabung der Gerechtigkeit selbst wegen der Gewalt, die sie anwenden muß, um sich wirksam zu erhalten, zu fürchten ist.

Diese wahre Unordnung, welche sich allezeit fortgeflanzet hat, das weite Zurückbleiben Pohlen während der Zeit, daß Europa sich aufgekläret und verbessert hat, ihre Unwissenheit, das Ankleben an ihre Sitten und Gebräuche, sind als neue Beweise und neue Bewegungsgründe anzusehen, um ihnen das Recht, einen Theil des menschlichen Geschlechts auszumachen, abzusprechen, weil sie des Vermögens, sich vollkommener zu machen, beraubt sind, ein Vermögen, welches doch als das wesentliche Kennzeichen des menschlichen Geschlechts zu betrachten ist.

Ein pohlischer Schriftsteller, welcher durch den Herrn von Büzardie re übersetzt ist, sagt in der Vorrede seines Werks zu seinen Landsleuten: „Laßet uns dahin trachten, den Schutz Gottes zu verdienen, indem wir die bey unsrer Nation allgemein im Schwange gehenden Laster ablegen: dergleichen sind der Meineid, die Ehescheidung, der Haß, der Diebstahl, die Neugierde, der Stolz, die Trunkenheit, die Wollust, die Üppigkeit, der Wucher und viele andre Ausschweifungen, welche entehren, wenn sie nicht gar zu Grunde richten etc“.¹⁴ Bey einem Haufen so abscheulicher Laster, die durch keinen Keim von Tugenden, womit die Gottheit das menschliche Geschlecht begnadiget hat, ersetzt sind, kann man sich da wohl vorstellen oder glauben, daß sie das Werk eben dieser Gottheit sind? Nein. Wenn selbige das Daseyn solcher Geschöpfe zugelassen hat oder noch zuläset, so geschieht es ohne Zweifel nur deshalb, um uns ein schreckliches Beyspiel zu laßen, welches uns durch den Abscheu gegen das Laster zur Ausübung unsrer Pflichten anhalten möge.

Die Pohlen als Sklaven von ihren Gebräuchen, führen den Grundsatz im Munde: eine jede Veränderung sey gefährlich, gleich dem wilden Menschen, der nichts verlangt als was er kennet und der bloß diejenigen Dinge kennet, wovon der besitz in seiner Gewalt ist oder leicht zu erlangen

14 Es ist mir nicht gelungen, die Quelle des vom Autor zitierten Textes zu ermitteln.

steht. Gleich ihm haben sie eine ruhige Seele und einen eingeschränkten Geist. Wenn sie zu Leidenschaften fähig sind, so haben sie keine andere als schändliche und der Ehrgeiz nebst dem Geldgeiz, die ihnen besonders eigen sind, machen einen jeden gegen das allgemeine Beste blind, welchem er seinen besondern Vortheil vorziehet.

Pohlen hat innerlich nichts als ein Sklavenvolk und behält bloß den Schatten und Namen von Freyheit. Ein sehr bekannter Schriftsteller sagt, daß das Land den Namen einer Republik entweihe, wenn es sich damit behren will, dass seine Verfassung nichts als eine Verbindung kleiner Tyrannen wider das Volk sey, daß ein jeder daselbst Macht genug habe, Hindernisse in den Weg zu legen, aber keiner so viel, um selbst zu handeln, daß ein jeder sich dem allgemeinen Wunsch widersetzen kann und daß ein Narr, ein Bösewicht, Blödsinniger daselbst versichert ist, über eine ganze Nation die Oberhand zu behalten. Er fügt noch hinzu (wie wir solches täglich sehen), daß das Volk in Pohlen, ohne Land und ohne Wasser, sich von den Russen niederhauen oder von den Preußen anwerben lasse und daß er, ohne Geist und Leben für hinreichend hält, Brandtewein zu trinken, in zerlumpten Kleidern zu tanzen, sich andächtig an die Brust zu klopfen, die Erde zu küssen und zwischen seinen Nachbarn und seinen Woywoden neutral zu bleiben.¹⁵

Woher kommt diese gleichsam angeerbte und Nationaldumheit? Solte sie wohl eine Würkung der Regierungsart seyn? In einem jeden andern Lande als Pohlen, wenn das Volk auch keinen schöpferischen Geist hat, sondern nur mit dem Vermögen zu empfinden, zu denken und zu vergleichen begabt ist, hält sich die Regierung für verpflichtet, diese Fähigkeiten mit Bewegungsgründen zu beleben, damit sie auch gezwungener Wiese zum Vortheil des Volks gereichen, ohne daß es nöthig hätte, die Mittel dazu aufzusuchen. Aber in Pohlen verhält es sich ganz anders, das Volk ist

15 S. Kot (*Rzeczpospolita Polska*, S. 187) wies darauf hin, dass Kermorvand seine Überlegungen auf den Text eines engen Mitarbeiters von Denis Diderot, Guillaume Thomas Raynal, stützte. Seinen Worten zufolge wurde die Macht in Polen von einer Handvoll Tyrannen ausgeübt. Er schrieb: „Eine Regierung, die sich mit dem Namen einer Republik rühmt, entehrt diesen durch das, was sie ist; ein Bund kleiner Despoten, die gegen das Volk gerichtet sind [...]. Polen, das sein Volk in einem Zustand der Knechtschaft hält, verdient nichts anderes, als von außen unterdrückt zu werden“. In einer solchen Situation konnte man davon ausgehen, dass der Teilungsvertrag eine verdiente Strafe darstellte. G.T. Raynal, *Histoire philosophique et politique des établissements et du commerce des Européens dans les deux Indes*, Bd. 7, La Haye 1774, S. 160.

daselbst dumm, weil diese angebohrne Dummheit, welche in seiner Natur gegründet ist, mit dem Blut und andern Eigenschaften des Thiergeschlechts aus selbigem fortgepflanzt worden. Diese Dummheit hat nur bis zu einem gewissen Grad überwunden oder verändert werden können und dieser Grad hat, aller angewandten Mühe ohnerachtet, die Natur niemals so sehr verbergen können, daß man sie nicht noch jetzo wahrnehmen und unterscheiden sollte, was ihr eigenthümlich ist, so geflissentlich man solche auch durch den Verriß der Erziehung zu verdecken gesucht hat.

Um eine Gattung genau zu untersuchen, muß man sie in ihrem natürlichen Zustande betrachten. Denn in diesem Zustande allein kann man die sittlichen und natürlichen Verhältnisse, welche die Geschlechter und Gattungen unterscheiden, nackend sehen. Auf diese Weise wollen wir die Pohlen in Betrachtung ziehen. Man wird zwar eine belebte Maschine in Menschengestalt sehen, die aber wegen ihrer Unreinlichkeit, wegen ihrer Trägheit und ihres viehischen Wesens, bloß eine physische Ähnlichkeit mit dem Menschen haben und in Ansehung aller sittlichen Eigenschaften, welche den letzteren auszeichnen und ihm einen verdienten Vorzug vor allen andern Gattungen bestimmt haben, davon unterschieden sind. Zu diesem Unterschied, welcher aus der verglichenen Natur der Pohlen hergenommen ist, füge ich noch einen andern hinzu, der seine Gebräuche betrifft. Der Pohle ist beschlagen, wie ein Pferd und mitten um den Bauch gegürtet, wie ein Esel. Da dieser letztere Gebrauch demjenigen gleichförmig ist, welchen wir noch täglich haben, wenn wir zahme Affen an Ketten legen, sollte er nicht einen kleinen Beweis von der Verwandtschaft der beyden Gattungen abgeben? Ich glaube es, wenigstens ist es wahrscheinlich, daß die jetzigen Pohlen diese Gewohnheit von den Affen, ihren Vorfahren beybehalten und daß diese solchen, nachdem sie ihre Freyheit wieder erlanget, sicherlich fortgesetzt haben.

Im Jahr 1694 hat man in den Wäldern von Litthauen ein Kind unter den Bären gefunden. Man sahe an ihm, wie Herr Condillac sagt, kein Zeichen der Vernunft¹⁶, Es ging auf seinen Füßen und Händen, es hatte

16 Étienne Bonnot de Condillac, der jüngere Bruder von Gabriel de Mably und ein bedeutender Vertreter der französischen Aufklärung, war ein Anhänger des Sensualismus. In seinen Schriften machte er die Lehren der Physiokraten bekannt. In seinem Werk *Versuch über den Ursprung der menschlichen Erkenntnis* (1746) beschreibt er: „In den Wäldern, die die Grenze zwischen Litauen und Russland durchziehen, wurde 1694 ein etwa zehnjähriger Junge gefangen, der unter Bären lebte. Er zeigte keine Anzeichen von Vernunft, ging auf Händen und Füßen und sprach nicht, sondern gab Laute von sich, die menschlicher Sprache in keiner Weise ähnelten. Es dauerte lange, bis er einige Worte sprechen lernte und selbst dann tat er dies auf

keine Sprache und gab Töne von sich, die mit der menschlichen Stimme gar nichts ähnliches hatten. Gewiß ein neuer und unwidersprechlicher Beweis, welcher mein System vollkommen befestiget. Denn da man dieses Kind in Litthauen gefunden hat, warum sollte man nicht dergleichen noch finden? Wer weiß, wie viel Menschen oder Kinder noch unter den Bären in den Wäldern von Pohlen herumlaufen und daselbst unbekannt bleiben? Kein Naturgeschichtschreiber oder Naturforscher, kein Reisender hat über diesen Gegenstand ernstliche Untersuchungen in den Wäldern und Gebüsch von Pohlen angestellt. Man kann daher mit keiner Gewißheit sagen, daß diese Art von Thieren oder wilden Menschen daselbst nicht noch angetroffen werde. Das im Jahr 1694 gefundene Kind hat man von einerley Art mit dem Pohlen erklärt, mit welchem es gleiche Verhältnisse und Gewohnheiten hatte. Es unterschied sich nur darinn von ihm, daß es nicht deutlich, so wie der Pohle, die Worte wiederholen konnte: *dobrodziey* und *padam donag**. Allein dieser Unterschied, so wesentlich er auch scheinen mögte, stößt meine erste Hypothese nicht um, weil wir täglich sehen, daß einzelne Theile von einerley Gattung, sie sey vernünftig oder viehisch, einander weniger oder mehr uns ähnliche Fähigkeiten haben, sie mögen nun in dem Zustande der Natur und Freyheit oder in dem gesellschaftlichen Zustande erwerben.

Es ist verdrüßlich, daß wir nicht eigentlichere und bestimmtere Mittel haben, um mit einem Augenblick diesen Unterschied an dem Pohlen zu bemerken. Diese Mittel müssen auf eine ganze Folge von Beobachtungen oder an Ort und Stelle gemachten Erfahrungen gegründet werden und sie erfordern nichts von dem Untersucher als Mühe, Verleugnung und Geduld. Wenn ein reisender Naturforscher auf mein Wort die Wälder von Litthauen durchstreifen, daselbst der Spur der Pohlen folgen oder sogar eine Kuppel Hunde abrichten wollte, um sie zu jagen, so verspreche ich ihm einen wahren und dauerhaften Ruhm und über dem die Erkenntlichkeit des Publicum, wenn er 3 oder 4 dieser Thiere lebendig in die Thierbehälter von Versailles oder St. James überschicken kann und zur Schadloßhaltung das

* *Beschützer ich falle Euch zu Fuße.*

sehr primitive Weise. Sobald er zu sprechen begann, fragte man ihn nach seinem früheren Zustand; er erinnerte sich jedoch an nichts, ebenso wie wir uns nicht an das erinnern, was uns in der Wiege widerfuhr.“ É. Bonnot de Condillac, *Essai sur l'origine des connaissances humaines*, in: *Œuvres philosophiques*, Bd. 1, Paris 1798, S. 211–212.

Privilegium, sich an der Thür, ehe man sie zu sehen bekommt, einen halben Thaler bezahlen zu hoffen.¹⁷

REICHSTAG

Jederman weiß, daß die Reichstäge insgemein Versammlungen der verschiedenen Stände sind, welche den Staat ausmachen oder vorstellen und daß diesen Versammlungen allein die gesetzgebende Gewalt zustehe. Jederman weiß auch, daß in Pohlen, wo der gemeine Mann für nichts gerechnet wird, die Republik aus dem Könige, dem Senat und dem Adel besteht. Aber ein jeder weiß nicht, was daselbst vor, während und nach der Haltung des Reichstages vorgehet*.

Jedermann, sage ich, hat nicht mit angesehen, wie die Pohlen, nach einer angehörten hohen Messe, sich besaufen, die Kirchen entweihen, daselbst das Blut ihrer Brüder vergießen, alle Niderträchtigkeiten und Untreue gebrauchen, alle Leidenschaften in Bewegung setzen, um die eingebildete Ehre zu erhalten, als Landbothen eines Bezirks oder Woywodschaft ausgerufen zu werden und in dieser Eigenschaft das Recht zu haben, bey dem Reichstage das wahre Wohl seines Bezirks oder seiner Woywodschaft zu verkaufen oder zu verrathen.

So ist jedoch das erste Vorrecht dieser kleinen Landböthen beschaffen, die aus Trunkenboldten bestehen, von welchen die Vollmachten mit Ungarischen Wein besiegelt worden und welche, wenn sie kaum ihren Rausch ausgeschlafen haben, ihre Bauern, ihre Lehnleute, ihre Zinsleute, ihre Pächter und andre drücken und zu Grunde richten, die sie auf alle mögliche Art mit Steuern belegen, Gelder auf ihre liegenden Gründe aufnehmen, Menschen verkaufen, andere darum betrügen und welche überhaupt diese ersten Ränke so wohl anzustellen wissen, daß sie in kurzer Zeit Wagen und Pferde, Läufer, Hussaren, Hayducken, lionische Stoffe, Juwelen, ein eingerichtetes Haus und vornehmlich einen guten Keller haben. Sie kommen hierauf unter dem Schall der Posthörner zu Warschau an, mit einem Gefolge

* Da mein Zweck nur ist, das Stillschweigen der Geschichtsschreiber zu ersetzen – in Ansehung der Mißbräuche, der Laster und des Lächerlichen der Pohlen – so werde ich mich in diesem Abschnitte so wenig, als in den übrigen, bey genauen Beschreibungen oder Formalitäten aufhalten. Diejenigen, welche eine ausführliche Geschichte aller kleinen Umstände haben wollen, werden solche in vielen Schriftstellern finden, die weitläufig davon gehandelt haben.

17 Im französischen Original erscheint die Summe von 24 sols (sous).

von verschiedenen mit sechs Pferden bespannten Kefigen, in welchen man Thiere mit Knebelbärten sitzen siehet, die den Hofstaat und den geheimen Rath des hochansehnlichen und hochedlen Landbothen ausmachen.

Wenn alle Landbothen und alle Kefige angekommen sind, so fängt man an, die Visiten zu empfangen und wieder zu geben. Ein jeder sucht diese kleinen heimlichen Conföderationen anzuspinnen, deren falscher unter dem Deckmantel der Vaterlandsliebe versteckte Eifer zum voraus an einzelne Personen, die sich ihres Vorthells halber dem König und dem Staat entgegen setzen, verkauft ist... Endlich wird der Reichstag eröffnet. Sogleich höret man eine Menge Reden und eine Menge Entwürfe, welche alle durch den Ehrgeiz oder den Eigennutz diktirt worden. Und wie diese beyden Leidenschaften allen gemein sind, so werden diese Reden oder Entwürfe von andern mit eben so vielen Wortgepränge wiederleget und neue Einfälle auf die Bahn gebracht, welche abermahls untersucht, bestritten und verworfen werden, bis endlich das bestimmte Ziel der Reichstagsberathschlagungen den Streit endiget und die ganze Nachkommenschaft des weisen Solon auseinandergethet, ohne ein Pflaster auf die Wunden des Staats gelegt zu haben. Ist es nicht lustig, daß eine Versammlung, von welcher jedes Mitglied vorgiebt, das Beste des Staats zur Absicht zu haben, sich durch die in den Weg gelegten Hindernisse, durch den Widerspruch und den Eigensinn selbst ausser Stand setzet, es zu befördern? Dieses ist jedoch eines von den kleinen Ungeheuern einer Staatsverfassung, welches in Pohlen erzeugt ist, da selbiges sehr weislich die Einförmigkeit der Mehrheit der Stimmen vorgezogen und sich eingebildet hat, daß jederman das Beste einsehen und wollen würde, zwey Dinge, welche in Pohlen noch weit weniger als anderswo statt finden können.

Ich habe verschiedene Reichstage in Pohlen mit angesehen und ich habe gefunden, daß es dabey weit unordentlicher und ungestühmer als in einer Schenke zugehet. Ich habe allezeit bemerkt, daß man, ohne die geringste Anständigkeit gegen den König, gegen die übrigen Stände und gegen sich selbst zu beobachten, streitet, ohne sich zu verstehen. Man schreyet, man schwöret, man sagt sich Grobheiten, ja man schlägt sich zuweilen, um eine Gegenparthey zu machen und etwas von sich zu reden zu geben. Schon geraume Zeit her wird auf diesen Reichstagen nichts beschlossen oder angenommen als die Anordnungen, welche die Russen daselbst mit aufgepflanzten Bajonetten niederschreiben lassen. Diejenigen Anstalten, welche die Republik näher angehen und die Mittel zu ihrer Verbesserung betreffen, werden von einem Reichstage auf den andern verschoben, ohne jemals zur

Wirklichkeit gebracht zu werden. Diese Unwirksamkeit in Ansehung des schwankenden Zustandes von Pohlen gleicht gar sehr den Berathschlungen, welche jene Leute in ehrbarer Kleidung und Knotenperucken bey dem Bette eines Kranken anstellen, die sich zanken, die sich einander widersprechen und gelehrte Werke anführen, während daß der Kranke, aus Mangel der Genesungsmittel oder weil selbige übel gewählet worden, dahin stirbt. Armes Pohlen! Wilst du nicht gleiches Schicksaal befürchten, so jage die Marktschreyer weg.

Diese Marktschreyer oder Landbothen verlassen die Hauptstadt bald nach geendigtem Reichstage. Alsdenn verkaufen sie Kutschen, Husrath, Kleider, Livreen, Juwelen etc. etc.

Alsdenn suchen ihre Leute Almosen, der gnädige Herr Landbothe entwischt dem Haufen seiner Gläubiger, schwingt sich in eine alte Halbchaise und läßt sich einige Meilen mit der Post fahren. Alsdann findet er seine Bauern und ihre Pferde. Er lässet umspannen und begiebt sich also ganz demüthig in sein Schloß oder in seine Hütte. Indem ihm da nichts übrig bleibt als die Hofnung zu einer neuen Größe, so läßt sich der hochansehnliche und hochmögende Herr gefallen, mit seinem hölzernen Löffel Kascha, Erbsen und Kohl zu speisen, bis ihm diese heilsame und wirthschaftliche Lebensordnung wieder Mittel verschaffet, mit einer frischern Farbe und einem neuen Staat zu erscheinen.

GESETZ

Alle wohl eingerichteten Staaten haben allgemeine Gesetze, die allen gesitteten Völkern angemessen und für alle Gesetzbücher schicklich sind. Pohlen allein nimmt keinen Antheil an dieser allgemeinen Beschaffenheit. Es hat keine andere als besondere Gesetze und Gewohnheiten und die Gesetze aller Staaten sind nicht die seinigen. Seine Gerichtshöfe, wovon die Vorsteher allezeit eifersüchtig auf einander, folglich allezeit Nebenbuhler sind, verursachen nichts als Streitigkeiten über die Gerichtsbarkeit, welche zum größten Schaden einzelner Personen und sonderlich der Fremden, welche in Pohlen Recht und Gerechtigkeit suchen, ausschlagen. Die letzteren, welche größtentheils nach Warschau kommen, um ihre Schuldner auszuklagen und ihr Geld wieder zu erhalten, sind fast jederzeit die Schlachtopfer ihrer Leichtgläubigkeit und ihres Vertrauens und sind glücklich, wenn sie mit den Kosten einer vergeblichen Reise davon kommen. Ich könnte hundert, ja tausend Exempel zu Bestärkung dieser Wahrheit anführen.

Ich habe unter andern einen Kaufmann gesehen, der von Paris nach Warschau gekommen war, um sich verschiedene Summen bezahlen zu lassen, die er vornehmen Herren geliehen hatte, auch dergleichen von Kaufleuten einzukaßiren, von welchen er die Rechnungen und Wechselbriefe in Händen hatte. Ich habe gesehen, daß er auf sein erstes Ansuchen bey nahe in Verhaft genommen und genöthiget worden Sicherheit zu stellen, um seine Freyheit zu behalten. Seine Sache war klar. Es brauchte nur eine Stunde, um sie zu untersuchen und zu entscheiden. Indessen befindet er sich seit drey Jahren in Pohlen, ohne etwas erlanget zu haben, indem er beständig in Prozessen schwebet und genug zu thun hat, seine eigne Ehre zu retten. Ich glaube nichts weniger, als daß er wird bezahlt werden oder wenn es einmahl geschehen solte, so werden die Kosten seiner Reise, seines Aufenthalts und hauptsächlich die Gerichtskosten, nebst allen ausgestandenen Verdrüßlichkeiten, ihm die Erlangung des Seinigen sehr theuer bezahlen lassen, welches ohnedem durch Zeit und Umstände bey nahe in ein Nichts verwandelt seyn wird.

Ein andrer ehrlicher Mann, der auch ein Ausländer war, lebte ruhig in seinem Vaterlande mit seinen Freunden und Verwandten. Er siehet von ohngefehr einen vornehmen Herrn, der Minister in Pohlen war und mit Orden prangte. Dieser ersuchte ihn um ein Anlehn, im Namen des Königs, in Dukaten. Dieser giebt ihm die Summe und empfängt dagegen den Schein dieses Herrn, nebst allen möglichen Anerbiethungen, ihm zu dienen und allen Freundschaftsversicherungen. Die Zeit verstreicht. Der Gläubiger siehet nichts kommen. Er schreibt, man antwortet ihm und dringet darauf, daß er selbst kommen und sein Geld in Empfang nehmen mögte. Der gute Mann reiset samt seiner Frau von Amsterdam ab und kommt nach Danzig, wohin man ihm Pferde und Wagen zu schicken versprochen hatte. Da er nichts daselbst findet, so schreibt er. Man hatte nicht geglaubt, daß er kommen würde. Da man aber nun den Gläubiger so nahe sahe, so antwortete man nicht mehr. Da dieser ehrliche Mann nach 8 Monaten es überdrüssig wurde, länger zu warten, so reiset er nach Warschau, kann keine Gerechtigkeit erlangen und ist genöthiget, seinem Schuldner nach Litthauen zu folgen. Ich weiß bis diesen Tag nicht, ob er bezahlt ist. Ich wolte wetten, daß es nicht geschehen. Solte es aber auch seyn, so rechne man einmahl seinen Aufwand und den Verdruß, welchen er hat ausstehen müssen.

Der Herr Graf von *** übernimmt, aus Freundschaft zu Paris, die Sorge für die Erziehung eines jungen pohnischen Prinzen, er schießt sogar viele Jahre die Erziehungskosten vor. Als der junge Prinz die erforderliche Ge-

schicklichkeit erlangt hatte, so läßt sein Onkel ihn zurückkommen und bittet den Herrn Grafen von *** ihn zu begleiten. Sie kommen beyde zu Warschau an. Der Herr Graf bescheinigt die ausgelegte Summen. Man überhäuset ihn mit Freundschaft und giebt ihm statt der Wiederbezahlung einen Wechsel an den vornehmsten Banquier zu Warschau. Der Prinz und sein lieber Onkel reisen noch an eben dem Tage ab. Der Herr Graf gehet zu dem Banquier, welcher ihm zur Antwort giebt, daß er keine Gelder für den Prinzen *** habe und ihn ferner benachrichtigt, daß Seine Durchlauchten ihre ansehnliche Einkünfte bereits 40 Jahre zum voraus verzehret hätten. Der Streich war gar zu häßlich, als daß er hätte gelingen können. Der Graf erhielt zwar endlich seine Bezahlung, aber erst nach vieler Mühe und muste doch noch einen Theil davon im Feuer sitzen lassen.

Ein Grieche, welcher auf erhaltene Erlaubniß in Pohlen einen Pferde- und Viehhandel trieb, hatte das Unglück, daß ihm ein ganzer Trupp auf öffentlicher Landstraße von einem pohnischen Fürsten weggenommen wurde. Er kommt nach Warschau, suchet Gerechtigkeit bey allen Gerichtshöfen und bey dem Reichstage, kann aber solche nicht erlangen und muß darüber gänzlich zu Grunde gehen.

Da ein gewisser pohnischer Graf und Herr einer kleinen Stadt, wo es viele Juden giebt, Geld nöthig hatte, so bediente er sich folgender List, um sich solches zu verschaffen. Er erkaufet einen Ankläger und läßt den reichsten von den Juden beschuldigen, daß er Blutschande mit seiner eigenen Tochter getrieben habe. Der Prozeß wird geführt und der Herr verurtheilt, aus Mäßigung, den Juden, lebendig verbrannt zu werden.¹⁸ Ein Jude ist heutiges Tages nicht eben ehrgeizig als ein Märtyrer zu sterben. Der gegenwärtige erbiethet sich, seinen Bart von der Feuerprobe loß zu kaufen und schlägt einen Handel vor. Der Herr weigert sich zuerst, hält jedoch die man Hand hin und läßt sich behandeln. Man wird auf 3.000 Dukaten einig. Der Jude zahlet 2.840 aus, welches sein ganzes Vermögen war. Der Herr läßt zählen und da er den Defekt siehet, läßt er den Scheiterhaufen anzünden. O Weh!, schreyet der Jude. Voller Verzweiflung flehet er seine Mitbrüder an, welche, um von der Synagoge die Schande abzuwenden, zusammenschießen und die fehlende 160 Dukaten zu den Füßen ihres Herrn legen, um den unglücklichen Israeliten von den Flammen loßzukaufen, welcher, ohne ein

18 Es scheint wenig wahrscheinlich: Die jüdische Gemeinschaft wurde, auch um finanzielle Vorteile zu erlangen, des Ritualmordes beschuldigt. Die Strafe des Verbrennens auf dem Scheiterhaufen war für Sodomie vorgesehen.

Blutschänder zu seyn, ja ohne einmahl eine leichte Hurerey begangen zu haben, Gefahr lief, das Schlachtopfer der Habsucht des Herrn Grafen P*** zu werden. Gelobet sey ewig sein Name und seine große Thaten.

Die Unwissenheit, worinn Auswärtige, in Ansehung der pohlnischen Gesetze und der Mittel, Recht zu erlangen, sich befinden, macht, daß sie allezeit ein Opfer ihrer falschen Begriffe und ihrer Ehrlichkeit werden. Sie wissen nicht, daß sogar ein Einheimischer nach den Gesetzen seinen Schuldner nicht zur Bezahlung zwingen kann, wenn dieser Senator ist, daß will so viel sagen, wenn er die Ehre des Lehnstuhls erhalten hat. Der erste hat zwar das Recht, die Kutsche des Herrn Senators anhalten zu lassen. Allein wenn dieser die Parthey ergreift, auf seine Güther zu gehen, seine Bauern zu bewaffnen und sich in seine Mauern einzuschließen, so ist kein Mittel, etwas von ihm zu erhalten, wenn man ihm nicht mehrere Bauren entgegenstellen oder ihn nach dem Gesetz des Stärkeren zu einer Capitulation zwingen kann. Da nun diese Mittel für alle Ausländer unmöglich sind, so folget, daß diese wenig Geschäfte mit solchen Pohlen machen müssen, welche das Recht haben, selbige in einem Lehnstuhle zu unterzeichnen.

Ein Auswärtiger, der mit einem Pohlen einen Handel abschließet oder auf einige Art mit ihm kontrahiret, glaubt hinlänglich gedeckt zu seyn, wenn er einen richtig unterzeichneten und bey dem Grod oder Gericht eingetragenen Kontrakt hat.¹⁹ Allenthalben ist sonst eine solche Urkunde heilig und ehrwürdig. Aber in Pohlen ist es nichts anders als eine Lockspeise und Fallstrick und wird, wenn es zur Klage kommt, gänzlich unnütz. Es trägt sich sogar mehrentheils zu, daß der Fremde endlich ermüdet und durch die üble Begegnung so verdrüßlich gemacht wird, daß er selbst um die Aufhebung des Kontrakts, auf welchen er seine Sicherheit gründete, ansuchet und daß er der Betrogene von dem Pohlen und von sich selbst bleibt.

O ihr alle, meine Landsleute und Brüder! die ihr, wie ich, zu eurem Schaden die Pohlen habt kennen gelernt, vereiniget eure laute Stimme mit der meinigen, um künftig, wo möglich, die Bosheit und Falschheit dieses Affenvolks zu vereiteln! Wir wollen unsern Brüdern bekannt machen, ja

19 Der Inhalt von Verträgen sowie anderen unstrittigen Willenserklärungen wurde in die von der königlichen Kanzlei geführte Metrik (*Metryka Koronna, Metryka Litewska*), in die von den Starosten geführten Akten der Grodgerichte (*księgi grodzkie*) sowie in die unter der Aufsicht des Adels stehenden Akten der Landesgerichte (*księgi ziemskie*) eingetragen.

wir wollen es an allen Orten, wo ein Widerschall ist, wiederholen, daß der Pohle ohne Treu und Glauben ist und daß das gegebene Wort eines Kalmucken hundertmal besser ist als alle gestempelte Contracte in Pohlen.

WARSCHAU

Warschau, der Aufenthalt der Könige von Pohlen, die Hauptstadt dieses unglückseligen Königreichs, ist nach meinem Geschmack eine garstige, unflätige und abscheuliche Stadt. Sie ist schlecht gebauet, hat kein regelmäßiges Gebäude und man siehet daselbst nichts als Paläste, die diesen Namen nicht verdienen und ihrer Herren würdig sind. Die Straßen sind breit genug, aber nicht gerade und insgesamt erschreckliche Morastlöcher, in welchen man nicht ohne Wagen fortkommen kann. Sie sind übel gepflastert und der Ablauf ist schlecht beobachtet, dergestalt, daß das Wasser, da es keinen Abfluß hat, stehen bleibt, und Sümpfe macht, worinn die Fußgänger bis an die Knie waden müssen. Da man die Gassen niemahls reiniget, so dauert diese Beschwerlichkeit den ganzen Herbst, einen Theil des Winters und den ganzen Frühling hindurch. Während des Sommers wird der koth durch die Hitze und die Winde getrocknet und alsdenn mögte man vor Staub blind werden. Die Stadt wird bey Nachtzeit nicht erleuchtet und zum Theil aus diesem Grunde ist es unvorsichtig, sodann in selbiger herumzugehen. Es ist nichts seltenes, daß Leute angefallen und ausgeplündert werden, weil die Policy deshalb keine Vorsehung trifft und es einem jeden überläßt, selbst für seine Sicherheit zu sorgen.

Man findet keine heimelichen Gemächer zu Warschau. Dieser Stadt, welche die Pohlen für ein Paris halten, fehlet es an Wirthshäusern und der ankommende Fremde muß oft eine Wohnung nehmen, wie sie ihm der Zufall verschaffet. Man siehet daselbst kein Caffee- oder öffentliches Haus, wo man sich zusammen finden könnte. Überhaupt, man lebt daselbst sehr theuer, ohne sich, auch mit schwerem Gelde, die Bequemlichkeiten und Ergötzlichkeiten bey allen betriebsamen oder geselligen Völkern anzutreffen pfl egt.

Die Gegenden um Warschau sind gleichergestalt abscheulich und bieten keine abwechselnde Mannigfaltigkeit dar. Von welcher Seite man auch herausgethet, so muß man leere Sandschollen durchwaden, bis man endlich in ein schlechtes Wirthshaus kommt, wo kaum ein schlechter Caffee zu haben ist. Hat man diesen getrunken, so kehret man in die Stadt zurück, wo man in die Comödie gehet und sich darauf niederleget. Dies ist die feine und kurze Beschreibung von Warschau, welches sonst das heutige Sodom,

der Aufenthalt der Abentheuer und der Mittelpunkt der Laster genennet werden kann.

KRIEGSWESEN

Der größte Theil des pohnischen Adels widmet sich dem Kriegswesen und trachtet nach nichts als nach einem Patent, nach einer Uniform, einem Portepe und Achselband.²⁰ Es ist aus den Verzeichnissen der Canzley zu ersehen, daß es gegenwärtig mehr als 20.000 auswärtige oder inländische Officiers giebt, welche Patente in pohnischen Diensten haben (diejenigen nicht mitgerechnet, die ihre Patente nicht haben eintragen laßen). Wenn man die Mannigfaltigkeit der verschiedenen Uniformen betrachtet, solte man glauben, daß die pohnische Armee wenigstens 200.000 Mann stark sey, indessen ist sie nur auf 30.000 Mann gesetzt.²¹ Es ist wahr, daß diese 30.000 Mann vielleicht 1.000 verschiedene Corps oder Regimenter ausmachen, wovon einige 15, 40 oder 50 Mann stark sind, die übrigen haben nichts als Officiers und keine Soldaten und daher kommt diese Mannigfaltigkeit der Farben, der Uniformen und der Officiers.

Man wird sich nicht wundern, daß die Anzahl der Officiers sich in Pohlen so sehr vermehret hat, wenn man weiß, daß die Generals und alle Anführere der Regimenter noch vor 3 Jahren das Recht hatten, nach eigenem Gutfinden Fähnrichs, Lieutenants und Hauptleute zu machen, welchen sie schöne Patente, die von ihnen selbst unterzeichnet und besiegelt waren, gaben. Dies war die gangbare Münze, womit sie ihre Kammerdiener und Lakayen bezahlten. Wenn diese Münze anjetzo etwas seltener ist, so ist sie

20 *Portepe*, versilberte oder vergoldete Quaste am Degen oder Säbel als Abzeichen der Offiziere und höheren Unteroffiziere. *Achselband*, silberne oder goldene Schnur, die von Offizieren an der rechten Schulter getragen wird. Der Autor, der im Kadettenkorps (*Szkoła Rycerska*) tätig war, konnte sich des weitreichenden Reformprogramms nicht unbewusst sein: Die 1764 ins Leben gerufenen Militärkommissionen verbesserten die Verwaltung der Armee erheblich. 1767 wurde das Amt des Infanterieinspektors geschaffen, im folgenden Jahr wurde ein auf Polnisch verfasstes Infanterieübungsreglement eingeführt. 1775 wurde die Armee durch die Bildung von drei Divisionen reorganisiert und es wurden die Militärartikel (*Artykuły wojskowe*) erlassen, die die strafrechtliche und disziplinarische Verantwortung der Soldaten regelten.

21 Der Armeestand von 24.000 Soldaten (18.000 im Königreich Polen und 6.000 im Großherzogtum Litauen) wurde jahrzehntelang durch die Bestimmungen des Stummen Sejms (1717, *Sejm Niemy*) eingeschränkt. In Wirklichkeit umfasste das polnische Kontingent etwa 5.000 Soldaten. Im Jahr 1775 beschloss der Sejm, die Truppenstärke auf 30.000 Soldaten zu erhöhen. Im Jahr 1785 dienten jedoch nur 10.335 Infanteristen und 8.200 Kavalleristen in der Armee.

doch noch nicht ganz ausser Cours. Sie ist nur etwas schwerer auf dem Platz selbst zu bekommen, weil sie der Gegenstand eines Handels ist, welcher dem Könige und seinen Lieblingen gehört.

In Pohlen sind alle große Herren Officiers und dem ohngeachtet ist der Kriegesstand daselbst verächtlicher als irgend anderswo. Die Uniform ist daselbst die Livree der Unehre, ob sie gleich der König, die Fürsten und der ganze Adel trägt, weil sie ebenfalls einer Classe von Menschen gemein ist, die ihn heruntersetzen. Was soll man auch in der That für Hochachtung gegen Officiers haben, welche ohne Ehrbegierde und ohne Kenntnisse sind, die niemahls mehr gelernet haben, als einen Bratspieß umzudrehen, einen Kamm zu führen, Stiefel zu wicksen und den Steigbiegel zu halten? Sie müssen nothwendig verachtet werden, sowohl von ihren Vorgesetzten, als von der menschlichen Gesellschaft und von demjenigen Theil ihrer Cameraden oder Fremden, welche, ob sie gleich mehr Ehre verdienen, an der allgemeinen Verachtung Theil nehmen und sich einer solchen ungleichen Zugesellung schämen müssen. Aus eben diesem Bewegungsgrunde entspringt auch die willkührliche Herrschaft der Anführer dieser Haufen von niederträchtigen Sklaven. Die erstern wissen von nichts als nur zu wollen und die letztern zu kriechen. Ein Anführer setzt ohne weitere Ursach einen Officier von seinem Corps ab und diesen läßt sich solches ohne Wiederrede gefallen, wenn er 20 oder 30 Dukaten zur Entschädigung erhalten hat, mit der Erlaubniß, die Uniform tragen zu dürfen. Er sucht feine Schmeicheleyen und Niederträchtigkeiten anderswo anzubringen, erhält eine andre Stell und behält selbige so lange, wie es seinem neuen Herrn gefällt. Dieses ist die Entstehungsart des Corps von pohlischen Officiers und daher kommts, daß ein Obristlieutenant von diesem Corps in preußischen und sogar rußischen Diensten als Unterlieutenant angestellt wird, wovon man unzählige Exempel bey dem vorigen Kriege gesehen hat.

Ich habe gesagt, daß die Officiersstellen in Pohlen erniedriget und an Unwürdige verschwendet sind und ich will Unrecht haben, wenn man als falsch erweisen kann, daß Herr *** vormaliger Laufer des Grafen von *** commandirender Obrister des zweyten Regiments der Republik ist, daß der Herr Titularobriste *** Koch bey dem Herrn Grafen ***, daß der Herr Obriste und Generaladjutant *** Stallknecht, daß der Herr Obriste Comödiant, daß der Herr Obristlieutenant *** und der Herr Obristwachtmeister *** Laquayen gewesen etc.

Dies ist genug, denn ich kann nicht alle Fälle anführen. Ja, ich will noch Unrecht haben, wenn man das Gegentheil davon erweisen kann, daß ein

Hofmeister von Kindern, welcher, als er Jedermann in Uniform gehen sahe, auch um die Erlaubniß dazu angehalten, um die Kleiderkosten zu ersparen, des folgenden Tages ein Patent als Obristlieutenant erhalten hat. Daß ich Recht habe, zeuget endlich auch die Antwort, welche der Herr ***, ein pohnischer Comödiant, verschiedenen Herren gab, die ihn beschützeten und vor denen er sein Mißvergnügen am Camine ausschüttete.

Nein, meine Herrn, ich kann ohnmöglich länger hier bleiben, ich habe zu viel Verdruß. Wenn man mich noch weiter kränket, so schwöre ich Ihnen, daß ich abdanken und Officier werden will. Man mag diesen Worten, welche von einem Comödianten mit aller Lebhaftigkeit herausgestoßen wurden, einen jeden Sinn beylegen, deßen sie fähig sind und nach diesem einzigen Beyspiele die eingebildete Ehre beurtheilen, ein Officier in Pohlen zu seyn.

Das Kriegswesen ist in Pohlen völlig vernachlässiget. Es findet sich keine Verordnung, welche auf eine gewisse und genaue Art seine Formirung, seine Schwenkungen, seine Stellungen und seine Zucht festsetzet. Da die die mehresten Officiers niemahls gedienet haben, so haben sie gar keinen Begriff vom Dienst. Der Soldat ist nichts als ein verkleideter Bauer, welcher sich ohne Grundsätze und Einförmigkeit bewegt. Wenn die pohnische Reuterey und die leichten Truppen für gut gehalten werden, so kommt dieses daher, weil es oft alte Vorurtheile giebt, die sich fortpflanzen, wie die Märchen, wobey die alten Großmütter die kleinen Kinder einwiegen. Das ganze Verdienst der pohnischen leichten Truppen bestehet in der Güte ihrer Pferde. Sonst fechten sie wie die Tatern, welchen die Pohlen, ohngeachtet ihrer schicklichkeit, den Säbel zu führen, vielleicht widerstehen könnten. Wenn die pohnische Armee Stärke und wenn ihre Anführer und die Nation ein wenig Geist gehabt hätten, würden sie sich wohl nicht durch eine Hand voll Russen haben unter das Joch bringen lassen, die ihnen noch gegenwärtig Gesetze vorschreiben.

Die Titel von jeder Art haben in Pohlen unendliche Unterabtheilungen. Es kann einem der Name derjenigen Personen, welche man besucht oder mit denen man zu thun hat, unbekannt seyn. Aber man kann sich nicht entbrechen, sie mit dem Titel ihrer Bedienungen oder mit ihrem Charakter anzureden. Man suchet, sogar darinn das Feine der Höflichkeit, daß man, sonderlich den Kriegsbedienten, den Tittel eines höhern Grades als welchen sie wirklich haben, beyleget. Die Frauen haben gleichfalls, wie bey den Deutschen, ein Recht zu den Titeln ihrer Männer und man ist genöthiget zu sagen: Frau Fähnrichen, Frau Corporalin usw.

Der Titel der Civilbedienungen sind noch weitläufiger als der Kriegsbedienungen. Alle Kronbedienungen finden sich noch einmal auf eben dieselbe Art in Lithauen und eben so in jeden Bezirk des Königreichs, weil ein jeder Bezirk das Recht zu haben behauptet, durch seine eigne Bedienten dem Könige aufwarten zu lassen, so oft er durchreiset oder sich daselbst aufhält.²² Man stelle sich vor, wie groß die Mannigfaltigkeit der Stallmeister oder Stallmeisterinnen, der Secretairs und der Kammerdiener, männlichen und weiblichen Geschlechts seyn müsse, welche in Pohlen zur Ehre und zum Diesste Seiner Majestät herumschwärmen.

In Pohlen giebt es keine Titel, welche der Geburt ankleben. Ein jeder ist entweder ein Edelmann oder ein Leibeigner. Alle Fürsten, alle Grafen, welche man ohne Anzahl siehet, sind nichts anders als Privatpersonen und werden als solche von dem Reichstage angesehen, welcher ihnen niemahls einen andern Titel giebt als denjenigen, welcher mit ihren Bedienungen verbunden ist.

Es sind zwar vier Familien von Fürsten und eine von Grafen in Lithauen, allein sie werden nur in diesem Herzogthum anerkannt und nicht in Pohlen.²³ Was die übrigen Fürsten oder Grafen anbetrifft, so haben die erstern ihre Titel in dem Reiche erkauft oder sonst erlangt und die letztern pflegen sich solche unverschämter weise selbst beyzulegen.

GESELLSCHAFT

Der Endzweck der Gesellschaft insgemein besteht darinn, die Menschen näher zu vereinigen, ihre Gemüthsart zu mildern, ihre Sitten zu verfeinern, ihre Sorgen zu mäßigen und durch tausend nützliche oder angenehme Mittel

22 Die Landesämter stammten aus den alten Teilfürstentümern. Sie unterteilten sich in *dignitates*, die das Amt des Woiwoden, Kastellans, Unterkämmerers und Landrichters umfassten, sowie in *officia*: Truchsess, Untertruchsess, Schenk, Unterschek, Jägermeister, Schwerträger, Fahnenträger usw. Die Rangordnung dieser Ämter wurde in der Verfassung von 1611 festgelegt.

23 Der Adel genoss volle Gleichheit. Nach der Union von Lublin (1569) wurden nur die Fürstentitel der Nachkommen der Jagiellonen anerkannt. Würden, die vom Kaiser und Papst verliehen wurden, wurden ausnahmsweise vom Sejm akzeptiert, der Ende des 18. Jahrhunderts selbst begann, Titel zu verleihen (z. B. wurden die Brüder von König Stanislaus August in den Fürstenstand erhoben). Der Fürstentitel stand auch dem Bischof von Krakau aufgrund des Besitzes des Herzogtums Sewerien sowie dem Bischof von Ermland aufgrund der Herrschaft über das Herzogtum Samland zu.

ihre Glückseligkeit zu befördern. Die Gesellschaft gewähret uns gemeinnützige Unterhaltungen und lehret uns Ergötzlichkeiten kennen, die uns glücklich machen. Und in Pohlen macht sie uns im Gegentheil unglücklich. Man stelle sich in dem Mittelpunkt von allen pohlischen Gesellschaften und untersuche ein jedes Gesicht, so wird man nichts als Verdruß, falsche Größe und falsches Vergnügen erblicken. Nach diesen Dingen allein trachten die Pohlen, weil ihnen die Vernunft den Schleyer, der ihnen die Wahrheit verdeckt, noch nicht abgezogen hat.

Die Großen, welche allezeit von sich selbst und von ihrer Grösse eingenommen sind, wollen allezeit groß bleiben und glauben sich zu erniedrigen, wenn sie sich mit andern, welche nicht drey oder vier Ordensbänder und 20.000 oder 60.000 Dukaten jährliche Einkünfte haben, ins Gleiche setzen. Sie ziehen daher eine aus lauter Herren ihres Standes bestehende Gesellschaft einer vermischten Gesellschaft vor, welche letztere sie doch einer Classe von Menschen nähern würde, die in Ansehung der Mittel, sich ein wahres Vergnügen zu verschaffen, weit aufgeklärter sind. Sie wollen ihren Stand und ihre Umstände nicht vergessen, um mit einem ruhigen Auge ihre Ehrenzeichen zu betrachten und sie sehen wie jener mit Reliquien beladene Esel, nicht ein, daß sie es nicht sowohl selbst sind als ihre Titel, welchen man Ehrenbezeugungen erweist.

Die geringern Personen von der Nation, welche man in den Gesellschaften im Gefolge der Grossen siehet, werden bloß darum darin gelitten, weil man Sklaven und Schmeichler nöthig hat. Alle diejenigen, welche diese Eigenschaften nicht im höchsten Grade besitzen, sind davon ausgeschlossen, bleiben sich selbst, der langen Weile und dem Verdruß überlassen. Die Pohlen öffnen auch zuweilen ihre Gesellschaften den Fremden. Diejenigen, welche dieses Vorrecht erhalten, werden im Anfang auf die vorzüglichste Art aufgenommen, werden eine kurze Zeit der Gegenstand ihrer Liebkosungen, nachher aber ihrer Gleichgültigkeit und ihrer Verachtung. Der Pohle ist von Natur falsch, leichtsinnig, schlecht schliessend und veränderlich. Ein jeder Fremder, der wohl gewachsen ist, eine mittelmäßige Gestalt, ein wenig Welt und seichte Kenntnisse hat, kann versichert seyn, sogleich zu gefallen und in Dienste zu kommen. Er kann versichert seyn, die rechte Hand in der Kutsche eines Fürsten oder Woywoden zu erhalten, als ein Wunder angemeldet und empfangen zu werden, tausend erhabene Eigenschaften zu besitzen und überhaupt in ihren Augen das non plus ultra aller Verdienste zu haben. Der arme Fremde, wenn er auch wirklich ein Recht zu einiger Achtung hat, wird allezeit über die ihm erwiesene Ehre in Erstaunen gesetzt, weil es

ihm unmöglich ist, sich dabey und bey dem gar zu vortheilhaften Begriff, den man sich von ihm gemacht hat, zu erhalten, dergestalt, daß, wenn er aufhöret, ein Gott zu seyn, er bald darauf (wäre er auch ein Voltaire) ein Dummkopf und einfältiger Mensch heißt, welchen man vermeidet, kränket und erniedriget und der endlich genöthiget ist, sich zu entfernen, um sich nicht weitem Verdrüßlichkeiten auszusetzen. Es kommen andre Fremde an seine Stelle, welche mit ihm gleichen Anfang, Fortgang und Fall haben.

Ein Pohle bringt sein ganzes Leben damit zu, täglich einerley zu thun. Ist er von der niedrigen Classe, so macht er des Morgens seinem Herren oder Beschützer die Aufwartung, wo er kaum einen Blick erhält und raucht Taback oder trinkt Bier, um sich zu vergnügen. Ist er ein Vornehmer, so fähret er spatzieren durch die Straßen von Warschau, er erhebt sich durch eine tägliche Bewegung in einen Schauspielsaal, um daselbst seine Maitresse zu zeigen oder bey pohlnischen, deutschen, französischen Lustspielen oder italiänischen Opern zu gähnen. Er gehet darauf nach einem Speisehause, wo man gewohnt ist des Abends zu essen, spielet den größten Theil der Nacht hindurch und legt sich zu Bette, wenn er einen Theil seines Vermögens verlohren, wenn er übertölpelt worden oder andere übertölpelt hat. Die jungen Herren sind etwas lustiger. Sie legen sich fast nie zu Bette, ohne sich bey den Mädgen im ungarischen Weine wie die Schweine besoffen und einen Arm oder Bein zerbrochen zu haben, welches sie dem einfältigern Zeitvertreibe, die Fenstern einzuschmeißen, vorziehen.

Dieses ist bey nahe alles, worauf die sogenannte Gesellschaft in Pohlen hinausläuft. Im übrigen ersticket die Etiquette und die dem Range und den Würden schuldige Ehrerbietung daselbst das Vergnügen und das Spiel ist, wie ich schon gesagt habe, die einzige Erhohlung. Außer dem Spiel giebt es gar keine Ergötzlichkeit. Zu Warschau sind keine kleinen Gesellschaften anzutreffen. Die Bürger und selbst die Kaufleute vergessen sich, werden wie die andern Classen der Gesellschaft, durch den Stolz getrieben, welcher mit einer übel verstandenen Pracht begleitet ist, ja mit... O! mit vielen etc. etc.

FRAUENZIMMER

Alle Frauenzimmer in Pohlen sind insgemein schön, aber es ist eine Schönheit im Ganzen genommen, die keine Zergliederung zuläßt. Wenn man sie siehet, sagt man schlechtweg: sie ist hübsch. Sie sind größtentheils blond, wohl gefärbt und von einem angenehmen Wuchs. Aber die äußern Theile haben (wie bey den Mannspersonen) kein richtiges Bethältniß, das ist, man

siehet sehr selten ein Frauenzimmer, die schöne Hände und Füße hat. Im übrigen wählen sie ihren Anzug mit Geschmack und Artigkeit.

Ich kenne die Gemüthsart der pohnischen Frauenzimmer, aber ich bin noch im Zweifel über die Beschaffenheit und den Grad der Lebhaftigkeit ihres Temperaments. Ich bin zu häßlich, zu klein und zu schwächlich, als daß ich zu Warschau etwas bedeutende Liebesverständnisse hätte haben können. Aber wenn ich den schönen Herren, welche die pohnischen Schlafzimmer näher kennen gelernet und den Pohlen selbst glauben soll und wenn ich die Erfahrung, welche ich selbst auf meine Kosten, bey dem gemeinen Haufen gemacht habe, zu Hülfe nehme, so muß ich versichern, daß das weibliche Geschlecht in Pohlen die äusserste Unempfindlichkeit in der Liebeslust besitze und daß, wenn sie ja ein Vergnügen empfinden, sie solches so schlecht zu erkennen geben, daß man sie für unempfindlich und in diesem Betracht gar nicht geschickt zur Liebe halten mögte. Diese Wahrheit scheint mir um so ungezweifelter zu seyn, da ich Warschau mit fremden Frauenzimmern angefüllt gesehen habe, zu welchen die Pohlen gehen, um sich (wie sie selbst sagen) von den vergeblichen Bemühungen, ihre Frauen zu erhitzen, zu erholen. Wenn indessen diese Frauen so kaltblütig sind, warum haben sie Liebhaber, warum suchen sie dergleichen mit vieler Mühe auf und warum vermehren sie selbige ohne alle Ueberlegung? Sind ihre Liebesverständnisse die Wirkung einer ausschweifenden Freyheit oder der Gewohnheit und des Beyspiels? Oder hat der Himmelsstrich, unter welchem sie leben, einen so sichtbaren Einfluß auf ihr Temperament? Dieses ist eben die Schwierigkeit, die ein anderer auflösen mag.

Die Pohnischen Frauen genießen einer erwünschten Freyheit. Da ihre Männer auf keine Weise eifersüchtig sind, so haben sie das Recht H*** zu machen und diese, die weit gescheuter als anderwärts sind, bleiben allezeit gleichgültig bey solchen kleinen Begebenheiten, welche sie oft selbst veranlassen und sich damit belustigen. Sie sehen ohne Widerwillen an, daß ihre Frauen das Geheimniß bey Seite setzen, ihre Liebhaber bekannt machen und daß öffentlich davon gesprochen wird, weil diese Bloßstellung ihnen mit andern gemein ist und der gleiche Ruf die Schande der Männer im Gleichgewicht erhält, folglich den Tadel zum Stillschweigen bringt.

Es geschahe vor kurzen, daß, als der Fürst *** einen Theil des Sommers bey der Fürstinn, seiner Anverwandtin, nebst einem von ihm unterhaltenen Frauenzimmer zubrachte, ein ohngefährer Zufall auch einen Generalmajor von dem Cadettencorps dahin führte. Dieser General, welcher überhaupt viel Eigenliebe besitzt und glaubt, daß ihm kein Frauenzimmer wieder-

stehen kann, ließ der Mademoiselle J*** antragen, ihm eine Nacht zu vergönnen. J***, welche wegen ihrer gegenwärtigen verbesserten Umstände in Bewilligung dergleichen Gunstbezeugungen nicht mehr so bereitwillig war und sie sich theurer als sonst, bezahlen ließ, antwortete, daß sie aus Hochachtung für den Herrn General in den Antrag willigen und sich durch seine Verdienste wolte besiegen lassen, sobald sie eine kleine Summe von 50 Dukaten empfangen haben würde. Wie sagte der General, J*** schätzt mich hoch genug, um nur 50 Dukaten zu verlangen! Beym Henker! Sie muß einen vortheilhaften Begriff von mir haben! Und um selbigen zu rechtfertigen, stellt er sich vor den Spiegel, macht einen Kreutzsprung (dies sind des Morgens seine täglichen Beschäftigungen) und zahlet die Summe aus. J*** von ihrer Seite giebt sich für krank aus, bleibt auf ihrem Zimmer und läßt bey Nachtzeit den General zu sich herein führen. Der Fürst hatte der J*** Thee machen lassen und kommt, um die Wirkung davon zu vernehmen. J***, die den Kopf von dem General voll hatte, welcher unter dem Bette versteckt lag, vergaß zu sagen, daß sie noch krank wäre, so daß der Fürst (der sich in einem Alter von 57 Jahren rühmet, ein Frauenzimmer noch sieben mahl des Nachts bedienen zu können) sich zu ihr legte und den General belehrte, lebhafter zu seyn, um den günstigen Augenblick besser zu benutzen. J***, welche aus dem Verhalten des Fürsten urtheilte, daß sie bis auf den folgenden Tag verhindert seyn würde und befürchtete, daß ihr Stillschweigen sie noch strafbarer machen mögte, gestand dem Fürsten ihren Fehler und schwur dabey, daß der General noch nichts mit ihr habe vornehmen können. Der Fürst fing an zu lachen und sagte zum General, der sich auf allen vieren davon schlich: Adieu, General, haben Sie nur keinen Groll auf mich! Die Gleichgültigkeit, mit welcher der Fürst *** die Untreue der J*** angesehen hat, gleichet durchaus dem kalten Geblüt, womit alle Pohlen ihre Frauen oder Maitreßen in den Armen eines andern sehen können. Ich kenne einen von Kopf und Wuchs kleinen Fürsten, welcher überall ausbreitet, daß seine Kinder nicht von ihm sind. Dieser arme kleine Fürst begreift nicht, daß dergleichen Geständniß von seiner Unempfindlichkeit und dem guten Geschmack seiner liebenswürdigen Hälfte zeuget.

Die Liebesverständnisse mit den pohnischen Frauenzimmern sind gemein und leicht einzuleiten. Allein, wenn man nicht sehr reich ist, spielt man eine elende Rolle. Denn, wenn man drey Frauen von dem vornehmsten Stande ausnimmt, welche selbst gut bezahlen, so lassen sich die übrigen alle gut bezahlen. Auf ihre Liebe kann man sich nicht verlassen. Sie halten sich eine Mannsperson zu ihrem Gesellschafter aus Eigennutz und Eitelkeit,

welchen aber das Herz nicht wählet, sondern er wird bloß nach dem, was er einbringt, geschätzt.

Ich kenne einen reichen jungen Menschen, welcher kurze Zeit nach seiner Ausflucht in die Welt von den Annehmlichkeiten der Gemahlin eines Herrn, von drey Ordensbändern, gefangen wurde. Nachdem er ansehnliche Summen verschwendet hatte, glaubte die F*** ihren Genuß theuer genug verkauft zu haben und verwilligte ihn dem jungen Menschen, welcher sich mit aller Hitze seines Alters dem Vergnügen ergab, bis er taumelnd davon wurde. Kurze Zeit darauf, da es mich befremdete, daß ich ihn nicht mehr zu sehen bekam, ging ich zu ihm und vernahm, daß er krank wäre. Ich fand ihn wirklich bettlägerig und in einer so ausserordentlichen Ausdünstung, daß ich erschrack. Was fehlet Ihnen denn, mein lieber Graf, frug ich ihn. Ach, mein Freund, antwortete er. Sie sehen diese Quecksilberdünste²⁴, sie zeigen Ihnen hinlänglich meinen Zustand und mein Unglück. Großer Gott! fuhr er fort, konnte ich voraussehen, daß eine Frau von solchem Stande mich betrügen würde! Ich habe sie für so keusch, wie Eulalia²⁵ gehalten. Ich habe an ihrer entzückenden Wollust Theil genommen, ohne leider vorherzusehen, daß solche meinem Geblüt die unreinsten Säfte einflößen würde, womit David von der Abigail begabet wurde!²⁶ Halten Sie ein, sagte ich, Sie machen vielleicht ein *qui pro quo*. Wenn Sie andre Abigails oder andre Urias besucht haben, so können Sie mit keiner Gewißheit beurtheilen, welcher Sie dieses Geschenk zu verdanken haben. Ach! beschloß er, ich habe es keiner zu verdanken als der Frau***. Ich glaube es in der That, denn er war zu verliebt in sie, als daß er anderswo derleichen Vergnügen hätte suchen sollen.

24 Quecksilberverbindungen wurden zur Behandlung von Syphilis verwendet. Die betroffenen Stellen wurden mit Quecksilbersalbe eingerieben und es wurden auch Fumigationen angewendet. Besonders gefährlich für die Gesundheit war das Einatmen von Quecksilberdämpfen. Syphilis wurde in verschiedenen europäischen Sprachen als neapolitanische, italienische, französische, spanische, kastilische, englische, schottische oder polnische Krankheit bezeichnet, je nachdem, aus welchem Land sie vermutlich in das jeweilige Sprachgebiet eingeführt worden war.

25 Eulalia von Mérida (ca. 290–304), Jungfrau und Märtyrerin, starb während der Verfolgungen unter Kaiser Diokletian.

26 Im Psalm 38 beschreibt David übel riechende Wunden und durchdringende Schmerzen, die seine Lenden betroffen haben. Die Worte des Psalms deuten darauf hin, dass David sich bewusst war, dass die Krankheit, die Bathseba, die Frau des Uria, auf ihn übertragen hatte, das Ergebnis seiner Sünde war. Abigail war eine der Frauen Davids und in diesem Kontext muss ihre Erwähnung ein Irrtum des Autors sein.

Eine andre noch gemeinere Unannehmlichkeit bey dem pohlischen Frauenzimmer ist diese, daß sie fast alle den weissen Fluß haben. Eine sehr würdige Frau und Gemahlinn eines Woywoden sagte mir einstmahls, da sich die Unterredung darauf lenkte: „Ich habe ihn selbst gehabt, alle meine Töchter und meine ganze Familie haben ihn. Man kann sich in ganz Pohlen umsehen und man wird finden, daß kaum der achte Theil vom weissen Fluß befreyet ist“. Ich frug, ob selbiger etwa die Wirkung des Clima wäre? Allein sie antwortete mir, daß man in Pohlen niemahls die Ursachen, auch von den gemeinsten Wirkungen untersuchte und daß es daselbst sehr gleichgültig sey, den Ursprung des weissen Flusses zu wissen.

Das weibliche Geschlecht in Pohlen thut insgemein wenig Widerstand, wenn man es plötzlich und ohne Ueberlegung auf gerathe wohl angreift. Ich erinnere mich, daß ich an einem Abend eine Dame begleitete, welche einer Freundinn, auf die sie wartete, entgegen gegangen war. Die Landdame kam bey Mondschein mit zwo jungen und schönen Töchtern an. Ohne sie jemahls gesehen zu haben, setzte ich mich mit der einen nebst ihrem kleinen Bruder in den zweyten Wagen, ich stammelte sogleich einige pohlische Worte her, welche das Mädchen zum Lachen brachten und darauf wurde ich unverschämt. Ich erhielt alle vorläufigen Vergünstigungen ohne Schwierigkeit und fand dieses liebenswürdige Landmädchen so gefällig, daß ich sicherlich noch an eben dem Tage zur Hauptsache hätte schreiten können, wenn Gelegenheit dazu gewesen wäre.

Ein ander mahl befand ich mich bey einer kleinen Landlustbarkeit, wo viel Gesellschaft beysammen war. Man tanzte fast die ganze Nacht und da man solche des Morgens beschloß, so suchte sich ein jeder eine Ruhestätte, wo er zu kam. Der ohngefehre Zufall verschafte mir einen Platz bey einer Demoiselle, die ich in meinem Leben das erste mahl sahe. Sie beklagte sich, daß sie nicht gut läge und nicht schlafen könnte und frug, indem sie an mich heranrückte, ob mein Platz besser wäre? Ich war so ermüdet, daß ich anfänglich auf ihre Klagen gar nicht achtete, aber auf ihre letzte Frage ermunterte ich mich, machte ihr den Antrag, meinen Platz mit ihr zu theilen. Sie nahm ihn an und ich theilte bald darauf mit ihr ein leichtes Vergnügen.

Zu einer andern Zeit (ich muß sie, meine Damen, um Verzeihung bitten, weil ich genöthiget bin, Beyspiele anzuführen) wurde ich von einem meiner Freunde um Rath gefragt, was für Mittel zu ergreifen wären, um die Eroberung einer gewissen Frau zu machen. Der arme Teuffel marterte sich mit Seufzern fast zu Tode und verzweifelte schon, die Keuschheit oder Tugend seiner Schönen zu besiegen. Ich rieth ihm, sie mit Sturm anzugreifen.

Dies war ihm anstößig und ich wurde meiner seits um so mehr dadurch angereizet, da mir die Nachgiebigkeit der Dame bekannt war und wettete, nächster Tagen mit der Eroberung zu Stande zu kommen. Mein Freund nahm die Wette an und ich ließ ihn in das nächste Zimmer an dem ihrigen gehen, wo er bald mit seinen eigenen Augen sahe, daß er verlohren hatte. Ich ging mit ihm fort, beruhigte ihn und brachte ihn also von seiner Liebe und seinen Vorurtheilen zurück etc.

Dieses mag genug seyn, um die Sitten des weiblichen Geschlechts in Pohlen kennen zu lernen. Wenn meine Bemerkungen zu abgekürzt scheinen oder wenn jemand weitläufiger und umständlicher über diesen Punkt unterrichtet seyn will, so kann ich ihm mit mehrerem Vorrath aus meiner Briefftasche dienen, welche alle heimliche Geschichten dieser Art in sich schließet.

UNSAUBERKEIT*

Ist es hinlänglich, um reinlich zu seyn, Wasser und Servietten zu gebrauchen? Antwortet mir, ihr Pohlen, die ihr darauf allein den großen und nützlichen Punkt der Reinlichkeit einschränket! Waschet euch öffentlich von allen den Schweinereyen ab, an welchen ich euch erinnern will und lernet, daß die Unreinlichkeit der Gesundheit schadet, daß sie eckelhaft anzusehen und der Nase unerträglich ist.

Lernet ferner, daß es unflätig ist, sich mit dem Wasser aus einem Becken, worinn man die mit Toback angefüllte Nase gewaschen hat, das Gesicht zu waschen oder den Mund auszuspülen, sonderlich, wenn dieses Waßer mit Unflätereien bedeckt ist, welche in das Schnupftuch gehören, weil man angefangen hat, sich mit den Fingern in das Becken zu schneutzen. Thut nach eurer Meinung das Schwein, das sich im Koth wälzet, mehr oder weniger? Waschet euch daher zuerst die Hände im frischen und reinen Waßer, darauf das Gesicht in anderm Waßer von gleicher Art. Trocknet euch mit einer weißen und reinen Serviette ab, darauf spület euch den Mund aus mit frischem und reinem Waßer, welches ihr euch in einem crystallinen, silbernen oder goldenen rein gewaschenen Becher geben laßet. Kommt darauf wieder in die Schule und suchet zu lernen.

Der ganze pohlnische Nachttisch bestehet darinn, die Unsauberkeit zu verbergen und der reinlichste Pohle ist derjenige, welcher sein Hemde, seine Beinkleider etc. etc. am besten verdeckt hat. Alle knebelbärtige Pohlen,

* Ich ersuche den Leser, dieses Capitel nicht anders als nüchtern zu lesen.

vom Hirten an bis auf den Fürsten nehmen an dieser Unreinlichkeit Theil. Diese Wahrheit ist den Augen und dem Geruch empfindlich und wird von der Nation selbst nicht in Zweifel gezogen.

Betrachtet einen geputzten Pohlen in seiner Landestracht: das Tuch zu seinem Kleide ist fein, sein Gurt schön und seine Tressen sind reich. Er gehet ohne Jabot, aber der Streifen von Battist, der um seinen Hals gehet, ist fein, weiß und mit einer Nadel von Diamanten angeheftet. Derjenige, welcher vornen an seinem engen Ermel übergeschlagen ist und daselbst die Manschette macht, ist gleichfalls fein und gestärket. Er trägt kleine Stiefeln von gelben Corduan, die auf Husarenart geschnitten sind, eine Mütze mit Federn, goldenen Frangen und großen Knöpfen. Überhaupt das Äußerliche siehet sauber und geschmückt aus. Allein, wenn man diesen aufgeputzten Tartüffe²⁷ entkleidet, so erblicket man unter den zwey kleinen Streifen ein Hemde, welches weiß gewesen, aber durch ein dreywöchentliches Tragen eine dunkelgelbe Farbe des *san benito*²⁸ bekommen hat. Man wird an der rechten Seite der Hosen, welche die Hüfte bedecken, das Behältniß des Unflats seiner Nase finden. Man wird daran das Gepräge seiner Finger, womit er diese schmutzige Handthierung treibt, erblicken. Endlich wird man auch seine Haut mit einer kleinen Rinde, wie eine Art von Krätze überzogen, finden etc.

Wollt ihr diesem schönen Herrn seine artigen kleinen Stiefeln ausziehen? Schnupfet Weineßig und betrachtet alsdenn diese Halbstrümpfe, welche nur bis an die Mitte des Beines gehen. Waget es, wenn ihr den Geruch austreten könnt, diese kleinen Lumpen von Leinwand zu sehen, womit seine Füße eingewickelt sind und welche... und das Stroh, das ihr unten in dem Stiefel findet und bemerkt den schönen Geruch, vornehmlich zur Sommerzeit! Wohlan! Was sagt ihr nun von unserm schön geputzten Schweine? Ja, was würdet ihr sagen, wenn ihr ihm seinen Kopf und Knebelbart bis auf den Grund auskämmen woltet?

Wollet ihr einen andern ekelhaften Auftritt sehen? Setzet euch an eine pohlische Tafel. Sehet alle diese Schweine aus einem Troge oder aus einer Schüssel essen. Sehet, wie ich es gesehen habe*, einen Pohlen Hammelfüße

* Der Verfasser muß anmerken, daß er dieses in der Garküche eines großen Herrn gesehen habe.

27 *Tartuffe*, ein Heuchler und Scheinheiliger; die titelgebende Figur aus Molières Komödie *Le Tartuffe ou l'Imposteur* (1669).

28 Der Sambenito, ein Bußgewand aus grobem Leinen, wurde von Büßern und Verurtheilten der Inquisition getragen.

essen, die Knochen in die Schüssel ausspeyen, darauf die Schüssel einem andern pohnischen Gast vorstellen, um eben diese Knochen auszusaugen, sie wieder in die Schüssel ausspeyen und sie auf solche Weise an der Tafel herumgehen zu lassen. Sehet tausend andre Exempel von dieser Art mit kaltem Blute und ohne euch zu übergeben, an.

Betrachtet mit Verdruß eine andre grobe Unreinlichkeit bey dem Frauenzimmer und spottet darüber, wenn ihr könnt. Fraget alle diejenigen, die ausser der Hauptstadt leben*, warum ihnen der Name und der Gebrauch der Reinigungsschwämme unbekannt ist?²⁹ Warum sie ihre Hemden von einer Mondzeit bis zur andern tragen? Warum sie einen schönen Überrock und gut frisirten Kopf, aber schmutzige und unreinliche Unterröcke haben?

Endlich, meine Leser, nachdem du alles gesehen hast, so bitte ich dich, zweyfüßigen Schweinen von Pohlen zu sagen, daß ihre Voreltern, die Affen, mit Schmerzen sehen würden, was für Ungeschicklichkeit ihre Abkömmlinge, sowohl in diesem, als anderm Betracht, besäßen, heutiges Tages auch die einfachesten von unsern Gebräuchen nachzumachen. Sage allenthalben, daß diese guten Affen, welche noch jetzo eine Pflaume, ja gar einen kleinen Mandelkern abschälen, weit geschickter sind als diese schmutzigen Pohlen, welche an ihre Ragouts, statt der Brühen, eine Gauche machen, die allezeit eckelhaft und zuweilen giftig ist.

REISEN

Die Welt aus Eitelkeit und Stolz zu durchstreifen, seine Unwissenheit und Schwäche überall zu zeigen, sich in auswärtigen Ländern aufzuzehren, um nichts als Laster und lächerliche Dinge anzunehmen, alles, was ihm vorkommt, zu hintergehen und zu verführen. Dieses ist der Endzweck und die Wirkung der Landstreichereyen, welche die Pohlen Reisen nennen. Ein Pohle pflegt, ehe er über die Gränzen seines Landes kommt, überall sehr laut zu sagen: *ich will die auswärtigen Höfe besuchen*. Er sollte sich bescheidener also ausdrücken: *ich gehe in fremde Länder, um daselbst den Narren zu spielen*.

* Diejenigen, welche sich zu Warschau aufhalten, kennen seit kurzer Zeit den Reinigungsschwamm (*le bidet*), aber ich weiß nicht, ob sie sich desselben fleißig bedienen.

29 Der im deutschen Übersetzung enthaltene Fußnote verrät, dass der Übersetzer oder Herausgeber selbst nicht wusste, wofür ein Bidet verwendet wird. Bidets verbreiteten sich in Frankreich in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Der Name leitet sich von einem kleinen, stämmigen Pferd ab (*le bidet*).

Wer ist so unbekannt in der Welt, daß er nicht gesehen hat, wie diese mit Ordensbändern behangene, gestickte oder brillantirte Poßenspieler in ihren Gesellschaften den Hanswurst vorstellen oder den listigen Betrüger ihrer gar zu leichtgläubigen oder gutwilligen Kaufleute spielen? Die Register von der Polizey und von Fort l'Eveque³⁰, nebst den Creditbüchern von mehr als einer Million betrogener Gläubiger in allen Ländern, können unzählige Beweise von dieser Art darlegen. Fast Jedermann weiß, daß man in Fort l'Eveque die daselbst dem Könige, der an den Ufern der Weichsel seinen Sitz hat, ehemals im Privatstande wiederfahrne Gefangenschaft ausgestrichen hat. Man weiß gleichergestalt, daß dieses Fort l'Eveque das eingerichtete Hotel sey, welche Ihre Polnische Durchlauchten oder ihre Freunde, die Grafen bewohnen, wenn sie alles zu Madame la Ressource hingetragen haben und keine Adler oder Solitaires mehr vorhanden sind, die sie dem begierigen Haufen von Gläubigern, welche sie umringen, überlassen können^{* 31}.

Es ist eine ausserordentliche Thorheit und Raserey, immer anders scheinen zu wollen, als man ist. Wir wollen sehen, wie weit selbige bey den Pohlen getrieben wird.

Diejenigen, welche ihre Reisen an auswärtige Höfe antreten, nehmen fast alle ihr Vermögen in Juwelen oder Papieren mit sich. Sie verschwenden es ohne Geschmack in nichts würdigen Dingen, ohne andre Vergnügungen, als eine lächerliche Üppigkeit zu kennen. Wenn ihre Chatouillen oder Brieftaschen von Gelde, Juwelen und Papieren leer sind, so denken die klügsten darauf, sich zu entfernen. Aber um ihre Abreise recht glänzend zu machen, so nehmen sie mit großem Gehalt Hofmeister für ihre Kinder, Künstler, Kammerdiener und Lakaian an, welche sie mit nach Warschau nehmen als so viel Zeugen ihrer eingebildeten Größe. Sie betrügen unglückliche Officiers, welche durch einen grossen Namen und eine Würde, die sie nicht kennen,

* Die Listigen kommen diesem Streich zuvor, indem sie mittelst einer neuen Verkleidung die Gränzen zurücklegen und auf diese Art ihren Gläubigern und der Polizey entweichen.

30 *For-l'Évêque*, ein Pariser Gefängnis im Stadtteil Saint-Germain-l'Auxerrois, dessen Name sich vom bischöflichen Gericht (*forum episcopi*) ableitet, bei dem seit dem 12. Jahrhundert auch ein Gefängnis existierte. In den Jahren 1676–1780 wurde es von den staatlichen Behörden genutzt.

31 Der Adler steht hier als Synonym für Münzgeld. Das Abbild dieses stolzen Vogels, der als Wappen von Staaten und herrschenden Häusern dient, wurde auf Münzen geprägt. Ein Solitär hingegen ist ein großer Edelstein, der einzeln gefasst oder von kleinen Steinen derselben Art umgeben ist.

verblendet werden, daß sie zuweilen ihre Dienste verlassen, ohne vorher zu sehen, was vor Reue ihre Leichtgläubigkeit nach sich ziehen werde.

Fraget, ob ich lüge, einen Major, welcher in Rußland mit vieler Annehmlichkeit die Gnade und den Schutz der Kayserinn genoß. Fraget ihn, warum er, da er sich auf den Antrag des Fürsten A*** C***³² verließ, die rußischen Dienste aufgegeben und mit seiner Frau und Kinder nach Warschau gekommen? Fragt ihn weiter, warum er nicht eben diesen Fürsten erstochen hat, da er, nach einem achtmonathlichen Aufenthalt und vergeblich angewandter Mühe, sich genöthigt gesehen, mit einer Entschädigung von 50 Dukaten Pohlen zu verlassen. Dieser Major ist kaum das hunderttausenste Schlachtopfer von den pohlischen Versprechungen und es ist vielleicht das zehntausendste des Fürsten A*** C***. Aber unglücklicher Weise schrecken die Exempel die Menschen nicht, indem sich ihre Anzahl täglich vermehret.

Noch neuerlich sind mehr als hundert französische Officiers, welche die letztere Reforme ihrer Stellen beraubt hatte, nach Pohlen gekommen, nachdem sie zu Paris durch den Agenten des Fürsten A*** C*** Patente eines Großgenerals und eines Fürst-Bischofs in Litthauen zu einer gewissen lächerlichen Legion von Massalski empfangen hatten.³³ Was ist aus allen diesen Legion-Officiers geworden? Unglückliche Menschen, welche, nach dem sie durch eine Bischofsmütze, einen Herzogshuth und einen eigensinnigen Thoren hintergangen worden, ihnen Grobheiten gesagt und es nachher gemacht haben, wie sie am besten gekonnt. Cameraden, hab ich gelogen?

Warschau und die Landgüter der reichen Pohlen sind Gefängnisse, die sich allzeit mit Menschen aus allen Nationen angefüllt finden: die Negers, die Zwerge und selbst die Türken sind daselbst gemein. Alle warten auf die Erfüllung der erhaltenen Versprechungen oder Contracte. Elende Versicherung! Es ist nur eine Art Menschen, die in Pohlen ihr Glück macht.

32 Der Autor meint damit seinen früheren Protektor, Adam Kazimierz Czartoryski.

33 Das VI. Infanterieregiment des Großherzogtums Litauen, ein Infanterieverband, der im Dezember 1775 als Geschenk des Bischofs von Wilna, Ignacy Massalski, gegründet wurde, trug den Namen und das Kommando der Familie Massalski. Mit ihm verbunden ist der Name des französischen Abenteurers Philippe Macquart, Baron de Rullecourt. Dieser wurde in Paris vom dort weilenden Großhetman von Litauen, Michał Kazimierz Ogiński, oder seinem engen Mitarbeiter Franciszek Ksawery Chomiński angeworben und war für die Rekrutierung des VI. Infanterieregiments verantwortlich. Er wurde jedoch berüchtigt, als er mit der Regimentskasse floh.

Dies sind die Abentheuer. Derjenige, welcher die Charten fein zu mischen oder den Herren Pohlen als Kuppler zu dienen gelernet hat, welcher mit Geschicklichkeit sowohl den thörichten Bezahler als die für Geld feile Schöne zu Grunde zu richten weiß, ist allein der Mann, welcher ein Recht auf Verdienste und auf ihre Hochachtung hat. Wer zu ehrlich ist, sich solcher niederträchtigen Mittel zu bedienen, wird ausgezisset oder stirbt vor Hunger. Er mache es, wie die andern, sagen allezeit die rechtschaffenen Seelen in Pohlen. Wir haben aber eben gesehen, was die andern machen.

ZWEYKÄMPFE

Seit dem Jahr 1700 haben die Pohlen 75.728 Pistohlenschüße gethan und ohngefehr 1.136.709 Säbel schleifen lassen. Alles dies Pulver ist bey Zweykämpfen verbrannt und die Säbel sind bey Zweykämpfen gezogen worden. Wie viel sind auf dem Platze geblieben? Einer, im Jahr 1776. Wahrlich, man muß sehr ungeschickt seyn, um so wenig Mordthaten zu begehen, wenn die Pistolen recht geladen und die Säbel scharf sind.

Man würde sehr wohl thun, sich gar nicht zu schlagen. Allein, wenn man dazu genöthiget wird oder wenn man seine Pistolen probiret und seine Säbel schleifen läßt, so muß man einen Kopf spalten oder durchlöchern, damit man wenigstens beweise, daß man sich geschlagen hat.

In Pohlen hat man ein aus Grundsätzen der Religion entstandenes Gesetz, welches den Secundanten befiehet, die streitenden Partheyen mit einander auszusöhnen, wenn sie ein jeder drey Schüsse gethan, ohne sich zu verletzen. Wozu dienet dieses Gesetz anders als feige Memmen und Angreifer zu machen?

Man schlägt sich in Pohlen nicht aus einem wahren Grundsatz von Ehre. Die Quelle aller Zweykämpfe entspringt aus den Weinbergen von Ungarn und Champagne. Ein jeder Pohle, welchen man unter vier Augen beschimpfet, bleibt unempfindlich, wenn er nicht erhitzt ist. Aber ein Pohle, welcher acht oder zehen Bouteillen den Hals gebrochen hat, beschimpfet und ohrfeiget ungescheut. Die öffentliche Schande allein ist es, welche sie nöthiget, die Sache auszumachen.

Ich habe, nebst einem zweyten Zeugen gesehen, wie sich zwey Officiers mit Fäusten geschlagen und mit Füßen und Stühlen gestoßen haben. Ich habe darauf gesehen, daß sie zum Nachdenken gekommen, sich umarmet und uns, die wir Zeugen abgegeben, gebethen haben, ihnen zu verzeihen und verschwiegen zu seyn.

Ob ich es gleich nicht selbst gesehen habe, so ist es doch ungezweifelt wahr, daß ein Großgeneral, welcher verschiedene junge Leute von Stande bey sich zum Abendessen hatte, einem unter ihnen bey dem Trunke den Antrag that, einen gewissen Grafen zu beschimpfen, dem solches oft begegnet ist. Der junge Mensch entschuldigte sich und stieg augenblicklich darauf mit seinem Bruder in den Wagen, um sich zur Ruhe zu begeben. Der Großgeneral gerieth hierüber in Hitze und sagte: das ist ein H***t. Er trank noch eine Bouteille Champagner und machte dem andern, der noch bey ihm blieb, den nämlichen Antrag. Er fand aber eben den Widerwillen und noch erhitzter sagte er zu dem jungen Menschen: „Ich glaubte, daß du ein braver Kerl wärest, aber ich sehe wohl, daß du ein H***t bist, wie die andern“. Auf diese Schimpfreden flogen Gläser und Schüsseln hin und wieder, bis die Laquaien endlich darzwischen kamen und halte machten. Der Großgeneral kam mit drey oder vier Küssen ab, welche er, nach Gewohnheit der Pohlen, dem jungen Ritter auf den Mund drückte.

Die großen Herren in Pohlen drängen sich noch weniger darnach, sich zu schlagen als die andern und haben allezeit solche Vorfechter in ihrem Solde, die bereit sind, eine Pistole in ihren Namen abzuschießen. Um das Vergnügen zu haben, einen herrschaftlichen Knebelbart zu versängen, müßte man vorläufig eine ganze Compagnie schlechter Söldner zu Boden legen, deren einziges Einkommen die Zweykämpfe ausmachen.

Alle pohnische Zweykämpfe gehen nach einerley Ordnung. Wenn man beleidiget worden und wenn es auch durch Maulschellen geschehen, so gehet man ruhig nach Hause, um seinen Gegner schriftlich herauszufordern. Man bestimmt ihm den Kampfplatz, die Stunde und die Art der Waffen. Man wählet darauf seinen Secundanten, man ladet seine Freunde ein und an dem bestimmten Tage nimmt man die Post mit einer zahlreichen Begleitung von seinen Angehörigen oder Freunden, um mit Aufsehen bey drey Meilen von Warschau zu reisen. Dies ist die geringste Entfernung, in welcher man sich schlagen kann, ohne die Gesetze zu übertreten.³⁴ Der zuerst angelangte Kämpfer pflegt sich vollends zu besaufen, indem er seinen Gegner erwartet, der sich anderswo besäuft. Wenn dieser auch angekommen

³⁴ Duelle waren verboten. In Ausnahmefällen konnte der Monarch eine spezielle Erlaubnis für den Kampf gemäß dem 1688 verabschiedeten Gesetz erteilen. Das dritte Statut von Litauen (1588) sah die Todesstrafe für Mord im Duell vor. Blutvergießen am Aufenthaltsort des Königs unterlag ebenfalls strengen Sanktionen gemäß den Marshallsartikeln. In der Armee wurde bereits die Herausforderung zu einem Duell als Verbrechen angesehen und mit der Todesstrafe bedroht.

ist, so begeben sich die beyden Kämpfer in eine vollkommen gleiche Ebene. Dasselbst zanken sie über die Wahl der Plätze und über die beyderseitige Entfernung, während daß die Secundanten sie noch weiter entfernen und ihnen die Pistolen geben.

Es wird das Zeichen gegeben und man schießt, aber es wird gefehlt. Ist die Sache wichtig, so schießt man noch einmahl, aber wieder gefehlt. Endlich schießt man zum dritten mahl, aber allezeit gefehlt. Nun ist es genug, sagen die Secundanten. Hierauf nimmt ein jeder seinen Pupillen, man läßt sie einander umarmen und Entschuldigungen machen und stellt sie an die Spitze der beyderseitigen Begleitung, welche sich sodann vereinigt und den Weg zu dem im voraus schon bestellten Mittagmahle fortsetzet. Hier läßt der Dampf vom Champagner den Pistohlendampf vergessen, die Frölichkeiten des Bachus treten an die Stelle der Furcht und man trinkt mit starken Zügen auf die Gesundheit der beyden Helden, welche die *Amphytrions*³⁵ des Schmauses vorstellen.

Wenn man bey diesen Auftritten ehrlicher wäre und nicht ein Spiel damit triebe, was wir Ehre und Herz nenen, so würde ich ihnen meinen Beyfall geben, denn ich sehe, wie ohne Todschatz und ohne Blutvergießen der Weinhändler, der Pulverhändler, der Postmeister und der Trakteur etwas verdienen und daß bloß einer Mauschelle wegen.

Dies ist die Art, wie sich die größten Eisenfresser in Pohlen verhalten, nun wollen wir sehen, wie sich diejenigen, die nicht so entschlossen sind, betragen.

Die Zuschickung des Cartels geschiehet allezeit, aber man setzet in diesem Fall den Tag zur Schlacht weiter hinaus; oder diejenigen, welche sich vor dem Tode fürchten, pflegen, um die Frist noch einmahl zu verlängern, zu beichten, ihr Testament zu machen, Abschied von ihren Freunden zu nehmen und den Frieden vermitteln zu lassen. Ihre Freunde machen einen Entwurf von Entschuldigungen, bewirken, daß sie angenommen werden, schließen einen Handel zum Nutzen der armen Entehrten, welche sich glücklich schätzen, wenn sie, ohne daß ein Schuß geschiehet, Ruhe und Frieden mit Gelde erkaufen können.

Die Furchtsamkeit oder Feigheit der Pohlen ernähret eine Menge von Schnapphähnen oder Klopffechtern von Profession, welche keine andre Einkünfte haben, als die sie von reichen Leuten oder großen Herren zie-

35 *Amphitryon*, eine Figur aus der griechischen Mythologie; im übertragenen Sinn ein großzügiger Gastgeber.

hen. Wenn sie Händel an selbigen suchen, so geschiehet es blos wegen ihres Beutels und die Reichen, die dieses schon wissen, ziehen den Beutel ohne Widerstand, um dem heißhungrigen Thiere den Rachen zu füllen.

Eben diese Schnapphähne sind auch in andern Betracht sehr nützliche Geschöpfe in Pohlen. Ein Fürst A*** C***, ein Fürst L*** etc. erkaufen sie als die heimlichen Werkzeuge ihres Hasses oder ihrer Rache und in dieser Eigenschaft gebrauchen sie selbige, um andre Fürsten und Großen oder auch Privatpersonen zu beschimpfen. Sie werden sie vielleicht heute bezahlen, um mich zu beschimpfen. Aber, wenn ich keine Lust habe, mich zu schlagen, so werde ich ihnen folgende Antwort ertheilen. Gehe, werde ich dem Klopffechter sagen, zu dem, der dich abschicket, sage ihm, daß ich schon zu viel Händel habe, daß ich keine mehr brauche und daß ich allein einem pohlnischen Fürsten in die Augen sehen und ihn in die Mache nehmen will. Füge noch hinzu, daß mein Cartel auf vier Schritte ist und daß ich mit Kugeln laden werde. Wenn du einen Fürsten zu hause findest, der so empfindlich ist, als du niedrig und eigennützig bist, so werde ich mich mit vergnügen schlagen, darauf gebe ich mein Wort.

BESCHLUß

Um die Geduld des Publicum nicht zu mißbrauchen, so beschließe ich hier die Beschreibung der Laster und lächerlichen Gewohnheiten der Pohlen. Aber vorher muß ich den Leser bitten, die kleinen Beobachtungen, welche er gelesen hat, noch einmahl durchzugehen und mit mir den Schluß zu machen, daß der Pohle das schlechteste, das verächtlichste, das niederträchtigste, das verhaßteste, das unehrlichste, das dummste, das unflätigste, das betrüglichste und feigste Geschöpf unter allen Affen sey, die jemahls die Wälder von America und dem Königreich Congo bewohnet haben, bewohnen und bewohnen werden.

MAŁPY I SARMACI
AUTORSTWO, OKOLICZNOŚCI POWSTANIA I TREŚĆ
ORANGUTANA EUROPEJSKIEGO

O SIEMNASTOWIECZNA RZECZPOSPOLITA NIE MIAŁA W EUROPIE dobrej prasy. Nawet wśród autorów przyjaźnie do niej ustosunkowanych dominował ton krytyczny. Państwo polsko-litewskie było w końcu przeciwieństwem oświeconej monarchii ze sprawnie działającym aparatem biurowym, silną i nowoczesną armią, rozkwitającymi miastami, wytwórczością i handlem. Na kartach encyklopedii, relacji z podróży, gazet i czasopism, w korespondencji uczonych i dyplomatów, traktatach filozoficznych i umowach międzynarodowych pisano więc o politycznej anarchii, zakorzenionej w ustrojowych zdrożnościach. Krytkowano cywilizacyjne zapóźnienie, które przejawiało się w dominacji szlachty, upośledzeniu mieszczaństwa i niewoli chłopów. Podkreślano, że zanurzony w mrokach średniowiecza system prawny, eksponujący wolności „panów braci”, petryfikował archaiczne stosunki społeczne i gospodarcze oraz słabość armii. W trakcie kampanii dyfamacyjnych lat 60. XVIII wieku, inspirowanych i opłacanych przez dwory berliński i petersburski, dykcjonarz polskich przywar narodowych wzbogacony został oskarżeniami o nietolerancję i religijny fanatyzm.

Nawet myślący o Rzeczypospolitej nie bez życzliwości wybitny myśliciel, Jean-Jacques Rousseau, pisał w przededniu I rozbioru: „Czytając historię rządu polskiego, trudno zrozumieć, jak państwo tak osobliwie urządzone mogło tak długo przetrwać. Ogromne ciało złożone z wielkiej liczby członków martwych i małej liczby członków z sobą niezgodnych, których wszelkie poczynania niemal niezależne jedne od drugich, dalekie od posiadania wspólnego celu, wzajemnie się niszczą. Ciało, które czyni wiele, by nic nie zrobić; które nie potrafi stawić oporu nikomu, kto zechce je nadszarpnąć; które popada w rozprzężenie pięć lub sześć razy w ciągu każdego wieku. Organizm paraliżowany przez każdy wysiłek, który chce podjąć, każdą potrzebę, której próbuje zaradzić; a który mimo to żyje i zachowuje siłę. Oto, jak

mi się zdaje, jedno z najosobliwszych widowisk, które może poruszyć istotę myślącą”¹.

Tenor dyskusji dyktowały pióra Rzeczypospolitej nieprzyjazne. Gdy opinia publiczna Europy, podążając za autorytetem pierwszych piór kontynentu, w tym wielkiego Voltaire’a, skądinąd sownie wynagradzanych przez monarchów państw zaborczych, orzekła, że rozbiór Polski stanowił „karę za okropną anarchię”², tym chętniej odwoływano się do katalogu rzeczywistych i wyobrażonych polskich wad i słabości. Nie chciano zrozumieć, że dokonany przez mocarstwa podział stanowił także reakcję na próbę zrzucenia okowów poddaństwa, nałożonych na Rzeczpospolitą kilka dekad wcześniej, unowocześnienia państwa i oświecenia społeczeństwa. Nie zważając na sukcesy w dziedzinie kultury i oświaty, starania na rzecz naprawy ustroju i wzmocnienia armii podejmowane już za panowania Augusta III, a z wielką energią kontynuowane po wyniesieniu na tron Stanisława Augusta, prześcigano się w przedstawianiu Rzeczypospolitej w negatywnym świetle³. Do licznych pism, które szkalowały Polskę i jej mieszkańców należy także oddawany do rąk Czytelnika „przeobrzydliwy paszkwil”⁴, „brudna książeczyna [...] mściwym i bezwstydnym skreślona piórem”⁵.

I

Broszura pt. *Orangutan europejski, czyli Polak taki, jaki jest. Dzieło metodyczne zwieńczone nagrodą w dziedzinie historii naturalnej w 1779 roku* opublikowana została w tymże roku w języku francuskim⁶. Na stronie tytułowej nie wskazano miejsca druku; wydaje się jednak, że światło dzienne ujrzała w Hamburgu. Jej autorem był kapitan inżynierii i były nauczyciel w warszawskiej Szkole Rycerskiej, Louis de Kermorvand. Nie wiemy o nim nic pewnego: data jego narodzin, pochodzenie, wykształcenie i przebieg służby wojskowej są nieznane. Do Warszawy sprowadzony został w końcu 1776 roku

1 J.-J. Rousseau, *Rozważania o rządzie polskim i jego zamierzonej reformie*, przeł. i oprac. A. Grześkowiak-Krwawicz, Warszawa 2023, s. 42–43.

2 Voltaire, *Les lois de Minos* (*Œuvres complètes de Voltaire*, t. 6), Paris 1877, s. 202.

3 Zob. J. Kordel, *Królestwo anarchii. W poszukiwaniu nowożytnych wyobrażeń o Rzeczypospolitej i jej mieszkańcach*, Warszawa 2020.

4 S. Kot, *Rzeczpospolita Polska w literaturze politycznej Zachodu*, Warszawa 2017 (pierwsze wydanie: Kraków 1919), s. 187.

5 J. I. Kraszewski, *Polska w dobie trzech rozbiorów. Studia do historii ducha i obyczaju*, t. 1, Poznań 1885, s. 196.

6 [L. de Kermorvand], *L'orang-outang d'Europe ou le Polonois tel, qu'il est*, b.m.w. [Hambourg] 1779.

przez komendanta Korpusu Kadetów, Adama Kazimierza Czartoryskiego, jako wykładowca architektury cywilnej i wojskowej. Władać miał kilkoma językami: francuskim, włoskim, łaciną, greką i tureckim. Nad Wisłę przybył ponoć z Imperium Osmańskiego. Jak oceniał Jean Fabre, ze ściągniętym w tym samym czasie do szkoły Pierre'em Carnotem „zawzięcie rywalizowali o to, kto bardziej zaniedbuje służbę”⁷. Kermorvand był stałym gościem szulerni i innych podejrzanych lokali. Wkrótce cały Korpus Kadetów, studenci i oficerowie, protestował przeciwko jego obecności w akademii.

W roku 1777 Kermorvand opublikował w języku francuskim krótką komedię, którą dedykował generałowi artylerii koronnej Alojzemu Brühlowi⁸. Treścią utworu była błaża intryga tocząca się na francuskiej prowincji. W czerwcu 1778 roku komediopisarz stał się bohaterem wielkiego skandalu. Udowodniono mu, że w domu Czartoryskiego oraz w jednym z warszawskich zajazdów dopuścił się kradzieży srebrnych łyżeczek. Wydalony ze Szkoły Rycerskiej, udał się do Gdańska i zażądał od byłego protektora pokaźnej sumy w gotówce. Groził, że w przeciwnym wypadku przygotuje i opublikuje pismo ukazujące go w złym świetle. W związku z tymi zapowiedziami polski komisarz nad Motławą, Aleksy Husarzewski, począł przysłądać się działalności literata. Udało mu się nawet zablokować druk obiecanego pamfletu w Gdańsku. Kermorvand przed lipcem 1778 roku zdołał wszakże opuścić miasto: wyjechał do Hamburga. Wedle informacji przekazanej przez Husarzewskiego polskiemu rezydentowi w Berlinie, Bernardowi Zabłockiemu, uciekł do Rzeszy na skradzionym wierzchowcu. Być może rejterada ta nie powiodłaby się, gdyby właściciel konia zdecydował się na pogoń za złodziejem⁹.

Jak powiedzieliśmy, broszura opuściła prasy drukarskie w roku 1779. Rychno przystąpiono do prac nad jej przekładem na język niemiecki, który opublikowany został w roku następnym, zapewne w berlińskiej oficynie Joachima

7 J. Fabre, *La propagande des idées philosophiques en Pologne*, „Revue de Littérature Comparée” 1936, nr 4, s. 672.

8 *Le Tuteur dupe de lui-même. Comédie en prose et en un acte*, Varsovie 1777; *Opiekun oszukany przez siebie. Komedia w jednym akcie z francuskiego przełożona*, Warszawa 1780.

9 M. Działmianka, *Aleksy Husarzewski, komisarz generalny Stanisława Augusta w Gdańsku*, „Rocznik Gdański” 1928–1929, nr 2–3, s. 52–53; R. W. Wołoszyński, *Kermorvand Ludwik de*, w: *Polski Słownik Biograficzny*, t. 12, Wrocław–Warszawa–Kraków 1966–1967, s. 345–346. J. Fabre stał na stanowisku, że nasz antybohater szukał pomocy u rosyjskiej imperatorowej Katarzyny II (*La propagande*, s. 674).

Pauliego. Jako miejsce druku wskazano Kalifornię¹⁰. Podawanie fikcyjnych miejsc wydania było powszechne w XVIII wieku, zwłaszcza w przypadku literatury politycznej i satyrycznej. Zwykle wynikało z konieczności omijania cenzury i chronienia drukarni publikującej pamflet¹¹.

To, co autor mówił o sobie w tekście, nie ma dla nas większego znaczenia. Podane przez niego informacje były mało istotne: nazywał siebie Janem, wspominał ciotkę, która na łożu śmierci przepowiedziała mu przyszłość podróżnika, oraz siostrę Annę, która nie mogła doczekać się spłaty pożyczki. Twierdził, że spędził w Rzeczypospolitej długie lata, nauczył się języka polskiego, przyglądał się sejmowym obradom, poznał wielu cudzoziemców, których nieszczęśliwy los przygnał do Polski. Raz powiadał, że cieszył się doskonałym zdrowiem i sukcesami u kobiet, kiedy indziej, że ze względu na niski wzrost nie miał na tym polu większego powodzenia.

II

Ryszard Wołoszyński zauważył, że wokół Kermorvanda i jego pamfletu nagromadziło się szczególnie wiele nieporozumień biograficznych i bibliograficznych¹². Przyjrzyjmy się różnym tropom podsuwanym przez badaczy. Część historyków uchylała się od wskazania atrybucji. Józef Ignacy Kraszewski sądził (ale był to jedynie niepoparty źródłowo domysł), że dziełko wyszło spod pióra jednego z francuskich oficerów sprowadzonych w połowie lat 70. XVIII wieku do służby w VI Regimentie Pieszym Litewskim przez biskupa Ignacego Massalskiego¹³. Szymon Askenazy zakładał (również bez dowodów źródłowych), że anonimowy twórca został opłacony przez Katarzynę II, która dążyć miała do zohydzenia Polski w oczach europejskiej opinii publicznej¹⁴.

W gronie potencjalnych autorów wymieniano między innymi Fryderyka II. *Orangutana europejskiego* z pewnością wiązano z osobą władcy Prus w latach 40. XIX wieku. W dyskusji prasowej, którą wywołało ukazanie się książki

10 [L. de Kermorvand], *Der Orang-Outang in Europa oder der Pohle nach seiner wahren Beschaffenheit*, Californien [i.e. Berlin] 1780.

11 E. Weller, *Die falschen und fingierten Druckorte. Repertorium der seit Erfindung der Buchdruckerkunst unter falscher Firma erschienenen Schriften. Deutscher und lateinischer Teil*, Leipzig 1858, s. 73.

12 R. W. Wołoszyński, *Kermorwand Ludwik de*, s. 346.

13 J. I. Kraszewski, *Polska*, t. 1, s. 196.

14 S. Askenazy, *Napoleon a Polska*, t. 1: *Upadek Polski a Francja*, Warszawa–Kraków 1918, s. 159–160.

lipskiego historyka Heinricha Wuttkego, *Polacy i Niemcy*, anonimowy nadawca listu do redakcji jednej z wrocławskich gazet wspomniał o istnieniu niemieckiej edycji broszury. Do informacji tej odniósł się Wuttke we wstępie do drugiego wydania swojej rozprawy, sugerując, że autorem był pruski monarcha¹⁵. Fryderycjańską atrybucję stanowczo jednak odrzucił wydawca literackiej i epistolograficznej spuścizny króla, Johann D. E. Preuß. Pruski dziejopis, podobnie jak Wuttke, nie wiedział o istnieniu francuskiego oryginału. W *Chronologicznym wykazie dzieł wszystkich Fryderyka Wielkiego i pism mu przypisywanych* Preuß wspomniał o niemieckiej edycji, o której wszakże niewiele miał dobrego do powiedzenia. Stał na stanowisku, że praca ta stanowić może miarę złego smaku¹⁶. Dyskusję niemieckich historyków zrekapitulował na początku XX stulecia ks. Kazimierz Zimmermann. Był zdania, że poglądy wyrażone przez autora odpowiadały sądom i opiniom króla pruskiego na temat Polski i Polaków. Samego *Orangutana europejskiego* nazwał „paszkwilem najpospolitszego gatunku, który obok faktów istotnych (jak o smutnym położeniu chłopów w Polsce) wszystko, co w Polsce było, ludzi i stosunki, zohydza”¹⁷.

Autora widział w pruskim monarsze również Stefan Żeromski. W opowiadaniu *Fryderyk II na Pomorzu* ze zbioru *Wiatr od morza* (1922) pisarz wyjaśniał genezę dziełka, puszczając wodze wyobraźni. Hohenzollern, powróciwszy z wyprawy na tereny zajęte w wyniku rozbioru, powziąć miał „w natchnieniu plan napisania nowego na Polskę paszkwilu, gdzie zamierzył wykazać niewolę chłopów, sprzedajność klas wyższych, rozpasanie namiętności, lenistwo oraz wszelkie inne wady, cały obraz zgnilizny [...]. Pierwszą rzeczą był, oczywiście, efektowny tytuł poematu. Wykombinował go w sposób następujący i właśnie rzucił na papier: *L'orang-outang de l'Europe ou le Polonais tel qu'il est*”¹⁸.

Sprawy autorstwa nie rozstrzygał Władysław Konopczyński. Zauważał on, że wielu historyków przypisywało tekst władcy Prus. Sam dystansował się od uznania tej atrybucji, wszakże w sposób niepozbawiony emocji: „gdyby się nawet okazało, że utwór ten spłodził wypędzony z warszawskiego korpusu

15 H. Wuttke, *Polen und Deutsche*, Leipzig 1848, s. VI.

16 *Table chronologique générale des ouvrages de Frédéric le Grand et catalogue raisonné des écrits qui lui sont attribués*, in: *Œuvres de Frédéric le Grand*, t. 31, Berlin 1857, s. 162.

17 K. Zimmermann, *Fryderyk Wielki i jego kolonizacja rolna na ziemiach polskich*, t. 1, Poznań 1915, s. 232.

18 S. Żeromski, *Wiatr od morza. Powieść (Pisma Stefana Żeromskiego. Powieści współczesne)*, Warszawa–Kraków 1926, s. 227–228.

kadetów za złodziejstwo oficer Kermorwand, to przecież byłoby znamienne, że opinia przypisała go Fryderykowi¹⁹.

Na giełdzie nazwisk pojawiały się także inne typy. Karol Estreicher podawał informacje niedokładne i dwuznaczne. Tekst przypisywał Jean-Claude'owi Méhée de La Touche, choć nie wykluczał, że katalogiem jednego z lipskich antykwariuszy, że autorem mógł być Kermorvand²⁰. Kawaler de La Touche, po pobytach w więzieniu i werbunku do marynarki wojennej w Breście, w latach 80. XVIII wieku zbiegł do Paryża, gdzie pracował jako agent tajnej policji. Po wybuchu rewolucji francuskiej wysłany został na misję do Petersburga, skąd, po odkryciu jego działalności, wydano go w marcu 1791 roku. Następnie przeniósł się do Warszawy, gdzie czynny był jako redaktor „Gazette de Varsovie”. W czasie pobytu nad Wisłą stał się agentem podwójnym: rozpoczął pracę także dla Rosji. Urodzony w 1762 roku, w chwili publikacji *Orangutana europejskiego* miał ledwie siedemnaście lat.

Jan Reychman zastanawiał się, czy pamflet nie wyszedł spod pióra słynnego czarnogórskiego awanturnika Stefana Zanovicha, autora *Politycznego horoskopu dla Polski, Prus i Anglii*, opublikowanego w języku francuskim w roku 1779²¹. Sugerowała to notatka zamieszczona na egzemplarzu *Orangutana europejskiego*, której autor stał na stanowisku, że interesującą nas broszurę napisał ów „człowiek, czy raczej potwór najnikczemniejszy”, wysługujący się Katarzynie II i Fryderykowi II²². „Awanturniczy pseudo-Albańczyk” (określenie Reychmana), podobnie jak autor *Orangutana europejskiego*, bardzo krytycznie oceniał polskie stosunki. Zwracał uwagę na słabości ustrojowe i bezzilę armii. Potępiał bierność polityki zagranicznej, ostrzegał Polaków przed złudzeniami dotyczącymi wsparcia państw zachodnich, które miałyby zapobiec kolejnemu rozbiorowi. Szydził z magnatów, którzy szybko przystosowali się do nowych, zaborczych warunków. W ostrych słowach potępiał słabość mieszczaństwa oraz nędzę, w jakiej żyło chłopstwo²³.

19 W. Konopczyński, *Fryderyk Wielki a Polska*, Poznań 1947, s. 229; tenże, *Pierwszy rozbiór Polski*, oprac. Z. Zielińska, Kraków 2010, s. 235.

20 K. Estreicher, *Bibliografia polska. Stulecie XV–XVIII*, t. 22, Kraków 1908, s. 265, 576–577.

21 [S. Zanovich], *L'horoscope politique de la Pologne, de la Prusse, de l'Angleterre*. Pastor-vecchio aux pieds des Alpes de Montenegro, b.m.w. 1779.

22 „L'homme au plutôt le monstre le plus méchant”; J. Reychman, *Z kłopotów bibliograficznych epoki oświecenia. Polskie „Zannovichiana”*, „Pamiętnik Literacki” 1954, nr 2, s. 580. Autor rękopiśmiennej notatki zgodnie z prawdą dodawał, że Zanovich, „by uniknąć śmierci na kole i szubienicy, odebrał sobie życie w więzieniu w Amsterdamie”. *L'orang-outang*, s. 1, Biblioteka Jagiellońska w Krakowie, sygn. 19845 I.

23 Reychman błędnie zakładał, że autorem dziełka był ojciec Stefana, Antonio. J. Reychman, *Z kłopotów bibliograficznych*, s. 580–592.

Niemieccy bibliografowie, nierzadko bez znajomości francuskiego oryginału, zakładali, że autorem mógł być Karl Friedrich Benkowitz²⁴. Związany z Dolnym Śląskiem pisarz publikował teksty podróźnicze i komentarze do literatury współczesnej. Krytykował w nich monarchiczny system władzy oraz zepsute obyczaje i hipokryzję. W swoich utworach domagał się sprawiedliwości społecznej i równości wobec prawa²⁵. Do najważniejszych jego dzieł należy relacja z podróży z Głogowa do Sorrento, wydana w pierwszych latach XIX wieku²⁶. Podobnie jak w przypadku kawalera de La Touche, poważne wątpliwości wzbudzić mogła jego metryka: urodził się bowiem dopiero w roku 1764. Mimo to za supozycją poszło wielu historyków i antropologów²⁷.

Współczesne świadectwa, zwłaszcza korespondencja Aleksego Husarzewskiego, nie pozostawiają jednak wątpliwości, że autorem *Orangutana europejskiego* był Louis de Kermorvand. Nie miał ich także czytelnik wydania francuskiego, korzystający z egzemplarza znajdującego się w Bibliotece Tyszkiewiczów, dzisiaj przechowywanego w Bibliotece Narodowej, który na stronie tytułowej zanotował: „Podczas mojego pobytu w Warszawie poznałem autora tej podłej satyry. Nazywał się Courmorvand. Był to człowiek o złej reputacji, którego książkę Adam Czartoryski umieścił jako oficera w Korpusie Kadetów, ale który za kradzieże sreber u hrabiego Stackelberga i innych wielkich panów został haniebnie wygnany z Warszawy”²⁸. Za autorstwem Kermorvanda opowiedział się w połowie XIX wieku francuski bibliograf Joseph Marie Querard²⁹. Tego zdania byli również Stanisław Kot, Maria Działianka i Mieczysława Miterzanka³⁰.

24 L. Hirschberg, *Taschengoedeke. Bibliographie deutscher Erstausgaben*, Berlin–Frankfurt am Main 1924, s. 40.

25 W. Griep, Benkowitz Karl Friedrich, w: *Killy Literaturlexikon. Autoren und Werke des deutschsprachigen Kulturraumes*, Bd. 1, Berlin 2008, s. 441–442.

26 K. F. Benkowitz, *Reise von Glogau nach Sorrent, über Breslau, Wien, Triest, Venedig, Bologna, Florenz, Rom und Neapel*, Berlin 1803–1804.

27 M.in. J. Schäfer, *Adeliger Buchbesitz in der Zeit des bürgerlichen Wandels: Die Bibliothek von Georg Ernst von und zu Gilsa (1740–1798)*, „Archiv für Geschichte des Buchwesens” 2012, nr 67, s. 55, 101; R. Cribb, H. Gilbert, H. Tiffin, *Wild Man from Borneo. A Cultural History of the Orangutan*, Honolulu 2017, s. 256.

28 Biblioteka Narodowa w Warszawie, sygn. SD XVIII.1.141 adl., *Lorang-outang*, s. 1.

29 A. A. Barbier, *Dictionnaire des ouvrages anonymes*, t. 3 : *Suite de la seconde édition des supercheries littéraires dévoilées par Joseph Marie Querard*, t. 6, Paris 1875, s. 734.

30 S. Kot, *Rzeczpospolita Polska*, s. 187; M. Działianka, *Aleksy Husarzewski* (jak w przyp. 9); M. Miterzanka, *Działalność pedagogiczna Adama ks. Czartoryskiego, generała ziem polskich*, Kraków 1931, s. 54. Poszli za nimi m.in. K. Mrozowska, *Szkoła Rycerska Stanisława Augusta Poniatowskiego*, Wrocław 1961, s. 168, R. W. Wołoszyński, *Polska w opiniach Francuzów XVIII w. Rulhière i jego współcześni*, Wrocław 1964, s. 99,

III

Kermorvand odwoływał się do znanych od dziesięcioleci wyobrażeń o Rzeczypospolitej i jej mieszkańcach. Krytykował polskie urządzenia ustrojowe. Potępiał szlachtę, która nie dbała o interes państwa, nie znała, w jego mniemaniu, pojęcia honoru i troszczyła się wyłącznie o własne sprawy. Przywykła do orientalnego przepychu, tchórzliwa, oddająca się kłótniom, pogrążona w alkoholowym upojeniu – niezdolna była do poprawy. Jej zaniedbania sprawiły, że Rzeczpospolita stała się państwem bezwładnym, zależnym od woli coraz potężniejszych sąsiadów i stanowiącym przedmiot ich rywalizacji. Nie działały sądy, nie szanowano prawa. Kermorvand ujemnie oceniał stosunki społeczne, dominującą pozycję szlachty, słabość miast i mieszczaństwa, niewolnicze położenie ludności chłopskiej. Wskazywał rażące zaniedbania w sprawach wojskowych, ganił dowódców i korpus oficerski. Wszystkie te motywy, wielokrotnie przywoływane od co najmniej drugiej połowy XVII wieku, i to nie tylko przez autorów nieprzychylnie piszących o Polsce, zostały zebrane i uporządkowane przez encyklopedystów. (Na opinię twórców *Encyklopedii* istotny wpływ miały szczególnie wypowiedzi Monteskiusza, wprawdzie nieliczne). Treści te, powtarzane następnie przez ich epigonów, kreowały obraz Rzeczypospolitej jako kraju pogrążonego w upadku.

Kermorvand nadał nowe znaczenie dawnemu wyobrażeniu o „polskim kołtunie”. Twierdził, że Polacy, myjąc tylko odsłonięte części ciała, żyli w brudzie. Fizyczna nieczystość stanowić miała odzwierciedlenie ich moralnego upadku. W ten sposób pamflecista wzmacniał tezę, że mieszkańcy Rzeczypospolitej nie przyjęli oświeconego modelu życia, w którym higiena i zdrowie odgrywały coraz ważniejszą rolę. Zwłaszcza w ostatnim ćwierćwieczu XVIII wieku koncepcja czystości uległa znaczącym zmianom, a bieżąca woda stała się symbolem wszystkiego, co dobre i zdrowe³¹. W najczarniejszych barwach autor przedstawił polskie kobiety. Nie był oryginalny. W oświeceniowym

J. Wojtowicz, *Próby ocalenia i odzyskania niepodległości w oparciu o Francję (od połowy XVIII w. do 1806)*, w: *Polska – Francja. Dziesięć wieków związków politycznych, kulturalnych i gospodarczych*, red. K. Górski, A. Tomczak, Warszawa 1983, s. 129, F. Rosset, *Drzewo Kraków. Mit polski w literaturze francuskiej 1573–1896*, przeł. K. Błoński, Kraków 1997, s. 97–99, wreszcie E. Wichrowska, *Francuzi w Szkole Rycerskiej. Związki cudzoziemców z Warszawą*, w: *Kajety Korpusu Kadetów Szkoły Rycerskiej*, t. 2, *Ludzie – wartości – kultura materialna*, red. E. Wichrowska, A. Wdowik, Warszawa 2019, s. 71–73.

31 Zob. G. Vigarello, *Historia czystości i brudu. Higiena ciała od czasów średniowiecza*, przeł. B. Szwarcman-Czarnota, Warszawa 2012.

piśmiennictwie na temat Rzeczypospolitej kobieta polska nie była co prawda głównym obiektem napaści, stawiała się jednak uosobieniem ludzkiej degradacji³². „Odwieczny nieporządek, opóźnienie w stosunku do reszty Europy, która oświeciła się i zaprowadziła u siebie ład oraz hołdowanie dawnym zwyczajom” (s. 118) stanowiły przekonujące argumenty, aby wyłączyć Polaków spośród cywilizowanych narodów.

Pod względem istoty przedstawionych dotąd zarzutów opis ten nie odbiegał od innych krytycznych relacji dotyczących Polski. Wyróżniało go wyostrzone pióro Kermorvanda, które kreśliło wizje pełne żywych kolorów, intensywnych emocji i wyrazistych detali. Pamflecista posługiwał się półprawdami, ogólne wnioski wyciągał z jednostkowych przykładów, opisywał zmyślane zdarzenia i postaci. Odwoływał się do stale powtarzanych wyobrażeń, jednocześnie zniekształcając fakty dotyczące ważnych kwestii, które musiał poznać, przebywając w Rzeczypospolitej. Należą do nich między innymi reformy armii: usprawnienie dowództwa, kontroli i systemu szkolenia, wprowadzenie regulaminów, uporządkowanie problemu awansów na stopnie oficerskie.

Oryginalnym wkładem francuskiego autora była odzwierciedlona w tytule koncepcja pochodzenia Polaków od małp oraz to, co z niej wynikało: określenie ich miejsca w cywilizacyjnym porządku. Kermorvand, krótko mówiąc, odmawiał mieszkańcom Rzeczypospolitej człowieczeństwa. Stwierdzał, że biolodzy błędnie uznali ich za takich samych, jak inni ludzie. Zewnętrznie stanowiąc „ożywioną maszynę w ludzkiej postaci”, byli w rzeczywistości potomkami małp, „które pod względem cech fizycznych, natury i temperamentu bardzo przypominały człowieka” (s. 115). Do Europy przybyć miały z Ameryki; autor nie wskazywał czasu tej migracji, ale oznajmiał że nad Wisłą i Wartą musiały się osiedlić przed opanowaniem tych terenów przez Wandalów i Sarmatów.

Najwcześniejsze świadectwo o nich pochodzić miało od zmyślonego przez pamflecistę historyka i podróżnika Hatika, rzekomo żyjącego w IV wieku. Ten jakoby na własne oczy widział, jak małpy sprawnie posługiwały się drewnianymi szablami. Po przybyciu na tereny późniejszej Polski Wandalowie, a następnie Sarmaci zmusili małpy do opuszczenia równin i ukrycia się w najgęstszych lasach. Tam czekać miały na sprzyjającą okazję do odzyskania

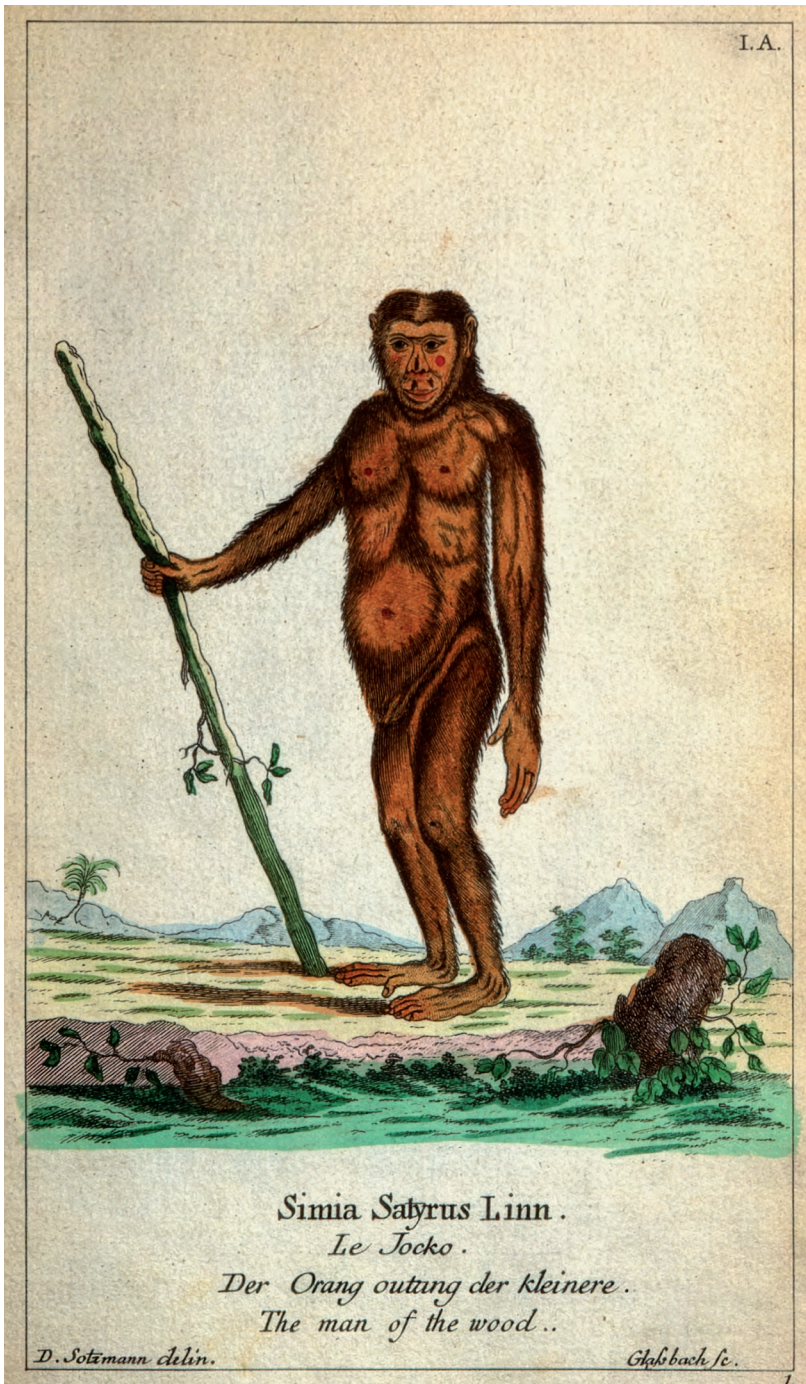
32 A. Will, *Kobieta polska w wyobraźni społeczeństw niemieckiego obszaru językowego od XIV w. do lat trzydziestych XX w.*, Wrocław 1983, s. 11–13.

swoich praw i posiadłości. Po śmierci Lecha, żyjącego w połowie VI wieku, na krótko przejęły władzę, a następnie zostały pokonane przez księcia Wizymira. Wtedy ponownie znalazły schronienie w puszczy: stworzyły tam silną społeczność, która nieustannie zagrażała władzy suwerena. Wówczas książę Krak, ten sam, który pokonał smoka, podjął próbę ujarznienia lub wytępienia małych mieszkańców Polski. Gdy jego wysiłki nie przynosiły oczekiwanych rezultatów, księciu udało się przemienić małpy w ludzi za sprawą interwencji św. Mikołaja. „Straciły włosy, otrzymały dłuższe uszy, zapuściły wąsy, założyły buty” i w ten sposób zostały włączone do społeczności Sarmatów (s. 116). Uzyskały wszystkie prawa i przywileje przysługujące Sarmatom, z którymi następnie się wymieszały. „Ze związków tych zrodziły się zwyrodniałe istoty, które w kolejnych stuleciach nazwano Polakami” (s. 116). To, jeśli można się tak wyrazić, najważniejsza teza dziełka Kermorvanda.

Zwierzęce pochodzenie Polaków potwierdzać miał prześmiewczy wywód etymologiczny, w którym słowo Sarmata wyprowadzone zostało od greckiego *sauros* („żmija”): „Historycy, nawet polscy, którzy próbowali to ukryć, twierdzili, że Polacy pochodzą od Sarmatów, słowo zaś Sarmata pochodzi częściowo od greckiego *sauros*. Nawet ci autorzy nadawali zatem Polakom zwierzęcy rodowód. Różnią się oni ode mnie tylko tym, że woleli zrobić z nich żmije, niż przyznać, że pochodzą od małp” (s. 117).

Według wyводу Kermorvanda tezę tę wzmacniały opowieści o znajdowanych w litewskich lasach niedźwiedzich wychowankach, kolportowane od połowy XVII wieku w całej Europie: „Nie można więc z całą pewnością stwierdzić, że ten gatunek zwierzęcia lub dzikiego człowieka nie może tam nadal istnieć” (s. 120). Innego dowodu na zwierzęce pochodzenie Polaków dostarczały autorowi charakterystyczne dla szlacheckiego ubioru pasy słuckie. Jak pisał: „Polak jest obuty jak koń i przewiązany przez środek ciała jak osioł; w taki właśnie sposób wiążemy do dziś udomowione małpy. Czyż nie jest to kolejny dowód na pokrewieństwo tych dwóch gatunków? Myślę, że tak. Wydaje się co najmniej prawdopodobne, że współcześni Polacy zachowali ten zwyczaj swoich małych przodków, którzy z pewnością pielęgnowali go po odzyskaniu wolności.” (s. 120).

Równie intrygująca jak teza o małpim pochodzeniu Polaków była sama nazwa dziełka. Opatrując swoje uwagi tytułem *Orangutan europejski*, autor włączał się w ożywioną dyskusję, toczoną w drugiej połowie XVII i w XVIII wieku: o człekokształtnych małpach, relacjach między ludźmi i zwierzętami, narodami cywilizowanymi a ludami i plemionami uznawanymi dzikie i barbarzyńskie.



II. 4. Georg Heinrich Borowski, *Natürliche Abbildungen der merkwürdigsten saugenden oder vierfüßigen Thiere nach ihren Geschlechtern*, Berlin 1780



Il. 5. George Edwards, *Gleanings of Natural History*,
 Exhibiting Figures of Quadrupedes, Birds, Plants, etc., London 1758

Na stronie tytułowej Kermorvand wyjaśniał, że „orangutan stanowi określenie mieszkańca lasów i jest nazwą gatunku małpy występującej w Ameryce, w królestwie Konga oraz w Indiach Wschodnich”. Do końca XVIII wieku termin *orangutan* był używany do oznaczania wszystkich znanych małp człekokształtnych: obejmował zarówno azjatyckie antropoidy z Borneo, jak i afrykańskie szympansy z Angoli. Goryle, zamieszkujące w trudno dostępnych, gęstych dżunglach Afryki odkryte zostały znacznie później.

Pierwsze okazy małp człekokształtnych, które dotarły do Niderlandów w latach 30. XVII wieku, rychło wzbudziły zainteresowanie anatomów³³. Amsterdamski lekarz Nicolaes Tulp, uwieczniony na obrazie Rembrandta, obserwując zwyczaje samicy szympansa, którą nazwał *homo sylvestris*, doszedł do wniosku, że jej zachowanie i zwyczaje w dużym stopniu przypominały ludzkie. Jacobus Bontius – niderlandzki lekarz, który za sprawą opublikowanej pośmiertnie pracy o historii naturalnej i medycynie Indii upowszechnił w zachodnim świecie termin *orangutan* – tak pisał o azjatyckich naczelnych: „Ten niesamowity potwór o ludzkim obliczu, wydający dźwięki przypominające ludzkie jęki i roniący łzy, rzeczywiście istnieje. Widziałem kilka okazów obu płci chodzących w pozycji wyprostowanej. Jawajczycy twierdzą, że potrafią one mówić, ale nie robią tego, aby nie zostać przymuszonymi do pracy. To absurdałne, na Herkulesa! Nazywane są orangutanami, co oznacza ludzi lasu, a mówi się, że rodzą się z pożądania indyjskich kobiet, które dla zaspokojenia swoich haniebnych żądz kopulują z małpami”³⁴.

Pod koniec XVII i w pierwszej połowie XVIII wieku anatomowie coraz bliżsi byli uznania, że ludzie i *orangutany* są przedstawicielami tego samego gatunku. W 1698 roku Edward Tyson, członek Royal Society, który przeprowadził sekcję zwłok młodego szympansa, doszedł do wniosku, że *orangutan*,

33 Poniższe uwagi kreślę na podstawie: R. Cribb, H. Gilbert, H. Tiffin, *Wild Man*, s. 10–57; A. O. Lovejoy, *Monbodo and Rousseau*, „Modern Philology” 1933, nr 3, s. 275–296; M. C. Meiler, *The Century of the Orangutan*, „XVIII. New Perspectives on the Eighteenth Century” 2004, nr 1, s. 62–78; F. Moran, *Between Primates and Primitives: Natural Man as the Missing Link in Rousseau’s Second Discourse*, „Journal of the History of Ideas” 1993, nr 1, s. 37–58; tenże, *Of Pongos and Men. ‘Orangs-Outang’ in Rousseau’s ‘Discourse on Inequality’*, „The Review of Politics” 1995, nr 4, s. 641–664; S. Sebastiani, *A ‘Monster with Human Visage’: The Orangutan, Savagery, and the Borders of Humanity in the Global Enlightenment*, „History of the Human Sciences” 2019, nr 4, s. 80–99; też, *Challenging Boundaries. Apes and Savages in Enlightenment*, w: *Simianization. Apes, Gender, Class, and Race*, ed. by W. D. Hund, C. W. Mills, S. Sebastiani, Berlin 2015, s. 105–137.

34 J. Bontius, *Historiae naturalis et medicae Indiae Orientalis*, ed. W. Piso, Amsterdam 1658, s. 84–85.

którego zbadał, wykazywał więcej anatomicznych podobieństw do człowieka niż innych małp. Jego teza spotkała się z ogromnym zainteresowaniem. W 1738 roku podobną ciekawość wzbudziła wystawiona w Londynie na widok publiczny samica szympansa. Publicyści podkreślali, że potrafiła chodzić na dwóch nogach, ubierała się w jedwabne szaty i nie tylko jadła w sposób podobny do ludzi, ale także zachowywała wyrafinowane maniery przy stole. Opisy podkreślały jej wrodzone poczucie skromności i wielką wrażliwość. Tezę o pokrewieństwie gatunkowym wzmacniały opisy podróźników, którzy afrykańskie i azjatyckie małpy człekokształtne przedstawiali jako istoty poruszające się w pozycji wyprostowanej, żyjące w zorganizowanych społecznościach, budujące schronienia, grzebiące zmarłych oraz wykonujące różne prace domowe. Opisy te sugerowały, że nie różniły się znacząco od *dzikich ludzi*.

Nawet brak zdolności mówienia nie był traktowany jako jednoznaczny dowód odrębności gatunkowej. Tym bardziej, że i w tym zakresie dostrzegano podobieństwa między antropoidami i ludami pierwotnymi. Opisując zwyczaje Hotentotów, Peter Kolb (1675–1726) sugerował, że mieszkańcy terenów położonych wokół Przylądka Dobrej Nadziei celowo wybierali milczenie, aby uniknąć niewolnictwa. Z przekonaniami takimi korespondował popularny w literaturze podróźniczej pogląd, że ludy pierwotne były leniwe i niechętne do pracy. Skojarzenia naczelnych z afrykańskimi niewolnikami dodatkowo wzmacniał fakt, że zwierzęta i zniewoleni ludzie transportowani byli przez kompanie handlowe i stanowili część tego samego globalnego rynku. Odkrycie małp człekokształtnych zbiegło się w czasie z intensywnym zaangażowaniem Brytyjczyków w handel niewolnikami, który wzrósł pod koniec XVII wieku, oraz nasileniem ich kontaktów z mieszkańcami subsaharyjskiej Afryki Zachodniej, z której pochodziły szympansy.

W rozprawie *Człowiek-maszyna* z 1748 roku francuski naturalista Julien Offray de La Mettrie argumentował, że granice między gatunkami są płynne, a rozwój przebiega stopniowo od małp człekokształtnych, poprzez ludy pierwotne, aż do ludzi cywilizowanych. Małpy, sugerował, nie mówią z powodu anatomicznych wad narządów mowy: „Czyż tym samym mechanicznym sposobem, jakim otwiera się trąbę Eustachiusza u głuchych, nie można by otworzyć jej także u małp? Czyż zbawienna chęć naśladowania wymowy nauczyciela nie mogłaby wyzwolić narządów mowy u zwierząt, które z taką zręcznością i zmyślnością naśladowują wiele innych znaków? [...] Tak wielkie podobieństwo znajduję w ustroju i w czynnościach małpy i człowieka, że jestem niemal pewny, iż ćwicząc starannie to zwierzę można by je w końcu

nauczyć wymawiania wyrazów, a zatem obdarzyć umiejętnością mowy. Gdyby się to nam udało, mielibyśmy przed sobą już nie dzikiego czy nieudanego człowieka, lecz prawdziwą istotę ludzką, małego mieszczanina, posiadającego, podobnie jak my, wszystko, co jest potrzebne do myślenia i do korzystania z owoców wychowania, jakie otrzymał”³⁵.

Kluczową rolę w uznaniu małp człekokształtnych za istoty bliskie ludziom odegrał Jean-Jacques Rousseau. Utrzymywał on, że zdolność do nauki czyni je podobnymi do człowieka. W *Rozprawie o pochodzeniu i podstawach nierówności między ludźmi* (1754) doszedł do wniosku, że *orangutany* pozostały na początku procesu doskonalenia prowadzącego do cywilizacji, przez który w większym lub mniejszym stopniu przeszły wszystkie społeczeństwa. Argumenty myśliciela należy rozpatrywać w kontekście osiemnastowiecznych debat na temat wielkiego łańcucha bytu i możliwości współistnienia wielu gatunków ludzkich. Łańcuch bytu był hierarchiczną strukturą całej materii i życia, często przedstawianą jako liniowy postęp od najprostszych do najbardziej złożonych form. Filozof był zdania, że niektóre antropomorficzne zwierzęta mogły reprezentować bardziej prymitywny stan ludzkości.

Szkocki sędzia James Burnet, znany jako Lord Monboddó, w pracy *O pochodzeniu i rozwoju języka* (1775) również stał na stanowisku, że orangutany można uznać za ludzi znajdujących się na wcześniejszym etapie rozwoju. Podobnie jak Rousseau sądził, że potrafią się one uczyć i w przyszłości będą mogły zostać zaliczone w poczet społeczeństwa. Dla poparcia swoich tez Rousseau i Monboddó porównywali relacje o *orangutanach* z opowieściami o leśnych dzieciach wychowywanych przez zwierzęta. Po otrzymaniu odpowiedniej edukacji zaczynały one mówić, chodzić i uczestniczyć w życiu społecznym. Rousseau był pewny, że gdyby wychowanek zwierząt trafił w ręce nieodpowiedzialnych ludzi, „gdyby, na swoje nieszczęście, dziecko to dostało się w ręce naszych podróżników, można być pewnym, że zauważywszy jego milczenie i całkowitą tępotę postanowiliby je odesłać z powrotem do lasu albo je zamknąć w menażerii”³⁶.

Ten splot zagadnień związanych z pokrewieństwem ludzi z małpami człekokształtnymi, a więc z kwestią granic człowieczeństwa i własności natury ludzkiej zobrazowany został w scenie spotkania kardynała Polignaca z orangutanem, przywołanej przez Denisa Diderota. Na kartach *Rozmowy panny*

35 J. Offray de La Mettrie, *Człowiek-maszyna*, przeł. S. Rudniański, Warszawa 1984, s. 34–35.

36 J.-J. Rousseau, *Rozprawa o pochodzeniu i podstawach nierówności między ludźmi*, w: tegoż, *Trzy rozprawy z filozofii społecznej*, przeł. H. Elzenberg, Warszawa 1956, s. 258.

de l'Espinasse z doktorem Bordeu (1769) duchowny zwracał się do zwierzęcia, które przypominało św. Jana Chrzciciela głoszącego kazanie na pustyni, słowami: „Przemów, a ochrzczę ciebie”³⁷. Diderot stawiał pytanie o to, co sprawia, że małpę uznać można za człowieka: czy jest to zewnętrzne podobieństwo, zdolność mówienia, czy może uczestnictwo we wspólnocie Kościoła. Scena odzwierciedlała także dominujące w XVIII wieku przekonanie, że zwierzęta prawdopodobnie posiadają duszę, choć u większości jest ona śmiertelna.

Rozważania Rousseau i jego epigonów podkopywały fundamenty hierarchicznego społeczeństwa epoki *ancien régime'u*, przyczyniając się do powstania mitu *dobrego dzikusa*. „W opisie tych rzekomych potworów znajdujemy uderzające podobieństwa do gatunku ludzkiego, różnice natomiast mniejsze niż te, które dają się stwierdzić między jednym człowiekiem a drugim. Nie widać powodów [...], dla których autorzy odmawiają owym zwierzętom nazwy dzikich ludzi: łatwo się jednak domyślić, że czynią to ze względu na ich nierozum i na to, że brak im jest mowy; słabe to dowody dla tych, co wiedzą, że chociaż narząd mowy jest człowiekowi dany przez naturę, mowa sama nie jest u niego czymś naturalnym i że człowieka cywilizowanego jego zdolność doskonalenia się mogła wynieść niespodzianie wysoko ponad jego stan naturalny”³⁸.

Filozof dezawuował tradycyjne przekonanie o wyższości ludzi nad innymi gatunkami, dając do zrozumienia, że rozwojowi człowieka od prymitywnych form do cywilizowanego społeczeństwa towarzyszył stopniowy upadek wartości duchowych i moralnych. Znaczenie dociekań Rousseau nie ograniczało się do spostrzeżeń na temat pochodzenia ludzi. Figura *orangutana*, który symbolizował człowieka w jego najbardziej autentycznym i nieskażonym stanie, okazała się ważnym elementem oświeceniowej krytyki i zachętą do refleksji nad źródłami ludzkiego szczęścia oraz etycznymi podstawami życia społecznego. Podkreślając, że naturalna dobroć człowieka została zniekształcona przez wpływy cywilizacji, Rousseau wskazywał konieczność powrotu do prostszego i bardziej naturalnego życia.

Najpełniej bodaj przekonaniu temu dał wyraz francuski pisarz Rétif de la Bretonne. W *Liście małpy do przedstawicieli swojego gatunku* (1781) Cezar, pół-człowiek, pół-małpa, po osiągnięciu najniższego poziomu ludzkiej inteligencji, wykrzyknął z przerażeniem na widok wojen, niewolnictwa i ubóstwa:

37 D. Diderot, *Rozmowa panny de l'Espinasse z doktorem Bordeu*, w: tegoż, *Paradoks o autorze i inne utwory*, przeł. i oprac. J. Kott, Warszawa 1958, s. 198.

38 J.-J. Rousseau, *Rozprawa o pochodzeniu*, s. 256.

„Człowiek, moi bracia, człowiek, który nas wszystkich zdominował, jest śmiesznym zwierzęciem!”³⁹.

Na przełomie lat 60. i 70. XVIII wieku postrzeganie *orangutanów* zmieniło się. W 1766 roku wypowiadał się na ich temat przyrodnik Georges-Louis Leclerc de Buffon, którego nazwisko przywołał Kermorvand na kartach *Orangutana europejskiego*. Na podstawie analizy obserwacji Tysona doszedł on do wniosku, że mimo niemal identycznego wyglądu, przepaść między ludźmi a małpami człekokształtnymi była ogromna i nieprzekraczalna. Twierdził, iż różnice te nie wynikały z budowy ciała, lecz z właściwości mniej uchwytnych: z umysłu i duszy, które posiadali, jak zakładał, jedynie ludzie. Jednocześnie podkreślał podobieństwo narządów płciowych między Afrykanami a małpami człekokształtnymi, sugerując możliwość płodnych związków między nimi, co argument o niewspółmierności obu gatunków osłabiało. Można wszelako przypuszczać, że chodziło mu właśnie o odmówienie mieszkańcom Czarnego Łądu przynależności do rodzaju ludzkiego i zaliczenie ich w poczet zwierząt.

Ostatecznie sprawę rozstrzygnął w 1779 roku niderlandzki lekarz i anatom Petrus Camper. Przeprowadziwszy sekcje zwłok azjatyckich orangutanów, podważył on wcześniejsze twierdzenia o anatomicznym podobieństwie człowieka i małpy. Camper wykazał, że orangutany są czworonogami, a ich narządy głosowe różnią się od ludzkich i nie pozwalają mówić. Zaprzeczył również relacjom o rzekomych stosunkach seksualnych między ludźmi i małpami.

IV

Obraz Polski jako kraju barbarzyńskiego na trwałe wszedł do kanonu nowożytnych wyobrażeń o państwach i ich mieszkańcach⁴⁰. Był na tyle rozpowszechniony, że stał się nawet tematem ćwiczeń retorycznych. Jeden ze studentów uniwersytetu w Tybindze, występujący w drugiej połowie XVII wieku z apologetyczną mową na rzecz Polski, twierdził, że bredniami są wymysły tych, którzy nazywają Polaków nieokrzesanymi i barbarzyńcami; wzajemne kontakty, zażyłość i przyjaźń z nimi przekonują, że są ludźmi dobrymi, prawymi,

39 N. E. Rétif de la Bretonne, *Lettre d'un singe aux animaux de son espèce*, éd. M. Lebaillly, Levallois-Perret 1990, s. 35.

40 Zdaniem Larry'ego Wolffa w epoce nowożytnej Rzeczpospolita znajdowała się „w przestrzeni gradacji od cywilizacji do niecywilizacji”. L. Wolff, *Wynalezienie Europy Wschodniej. Mapa Cywilizacji w dobie Oświecenia*, przeł. T. Bieroń, Kraków 2020, s. 504, 547–549.

prostolinijnymi, uprzejmymi, otwartymi, obdarzonymi szlachetnymi uczuciami. Należy raczej się obawiać, by u tych, co im uwłaczają, nie objawiło się barbarzyństwo. Jego kolega zaprzeczył tym ocenom, mówiąc: „Co [go – J.K.] bowiem natchnęło, by wyuzdaną zuchwałością barbarzyńską Polskę tak sławić i tak wywyższać [...]. Polskę, [w której – J.K.] ubóstwo i prostactwo miało swoją własną siedzibę i swój dom rodzinny?”⁴¹. Rzeczpospolita musiała być postrzegana jako kraj dziki, skoro nawet życzliwy jej irlandzki lekarz króla Jana III, Bernard O'Connor, zachęcając czytelników do odwiedzenia tego państwa na kartach *Historii Polski* (Londyn 1698), podkreślał, że „szlachta nie jest tak barbarzyńska ani pozbawiona ogłady, jak się ją zazwyczaj przedstawia”⁴².

Polska nie zajmowała na mapie cywilizacji europejskiej pozycji skrajnej. Miano najbardziej dzikiego i barbarzyńskiego kraju rezerwowano dla Rosji, która w wyobraźni Zachodu uchodziła za ucieleśnienie despotyzmu, zacofania, surowości, miejsce obce normom i ideałom łacińskiego świata. Na przełomie XVII i XVIII wieku, gdy na Wschodzie zajaśniała gwiazda Piotra I, nastąpiła jednak ważna zmiana w postrzeganiu Rzeczypospolitej. Spowodowały ją nadzieje na ucywilizowanie państwa carów, które dokonać się miało za sprawą nowego władcy. Rosyjski miraż, któremu ulegli myśliciele od Gottfrieda Wilhelma Leibniza po Voltaire'a i encyklopedystów oraz podążająca za nimi opinia publiczna, odegrał szczególną rolę w kształtowaniu nowych wyobrażeń na temat Polski. Zmianę tę dostrzec można w wydanej w 1725 roku anonimowej broszurze na temat tzw. toruńskiej krwawej łaźni: zamieszek wywołanych konfliktem między protestantami i katolikami. W ich wyniku za przestępstwa przeciwko porządkowi publicznemu na śmierć skazany został burmistrz i kilku mieszczan. Car tymczasem, czytamy w broszurze, „zdjął hańbę” ze swoich poddanych i sprawił, że „nie mogli być już uznawani za najdzikszy i najbardziej barbarzyński naród chrześcijański”. Skoro płomień cywilizacji zapłonął na rozległych terenach od Newy do Wołgi, przysługujący dotąd Moskalom tytuł przejąć muszą „panowie Polacy”. Autor tekstu stwierdzał, że choć król August II „włożył wiele starania w to, by ogładzić obyczaje swych poddanych, by przyswoili sobie lepsze maniere”, zabiegi te pozostały bezowocne: Polacy „będą najdzikszym i najbardziej prostackim narodem chrześcijańskim, dopóki nie wyrzekną się swej

41 Cyt. za: J. Kordel, *Królestwo anarchii*, s. 20.

42 B. O'Connor, *Historia Polski*, przekł. W. Duży i in., oprac. P. Hanczewski, Warszawa 2012, s. 50.

wolności i nie dadzą swym królom wolnej ręki, by ci mogli ich prawdziwie pouczyć”⁴³.

Motyw barbarzyństwa przywoływany był przez niemal wszystkich autorów piszących o Rzeczypospolitej. Nie mogło go zabraknąć na kartach francuskiej *Encyklopedii*, stanowiącej summę oświeceniowej wiedzy o świecie: „Polska taka, jak się dziś przedstawia pod względem moralnym i fizycznym, zawiera bardzo uderzające kontrasty, łącząc [...] zniekształcone rysy republiki rzymskiej z barbarzyństwem gotyckim”⁴⁴. Twórczo myśl tę rozwijano w dobie pierwszego rozbioru. W *Wojnie konfederackiej*, poemacie satyrycznym w pięciu pieśniach oczerniającym konfederatów barskich, król pruski Fryderyk II udowadniał, że mieszkańcy Polski, w tym jej elity, byli całkiem nierozumni, żyli w stanie niemal pierwotnym, pogrążeni w barbarzyństwie: „Jak przy stworzeniu, zdziczali, głupi”⁴⁵.

W dobie wielkich odkryć geograficznych i ekspansji kolonialnej barbarzyńcami określono mieszkańców Nowego Świata, przeciwstawiając ich Europejczykom. Fryderyk II w liście do brata Henryka stwierdzał z lekceważeniem, ale i poczuciem kulturowej misji, że tereny, które zamierzał przyłączyć do swojej monarchii, porównać mógł jedynie z Kanadą: „brak porządku, brak organizacji; miasta w opłakanym stanie”⁴⁶. Dzielił się z bratem refleksjami na temat nowych poddanych, „haniebną rasą Polaków, Sarmatów, równie barbarzyńskich jak Irokezi i Karaibowie”⁴⁷. Jednego z twórców *Encyklopedii*, Jeana Le Ronda d’Alemberta, informował: „Wiele lat potrzeba i lepszej

43 *Unpartheyisches Gespräche im Reiche der Todten zwischen Johanne Diazio [...] und Johann Gottfried Rössnern*, Berlin 1725, s. 112.

44 Polska, hasło w: *Encyklopedia albo słownik rozumowany nauk, sztuk i rzemiosł zebrany z najlepszych autorów [...] uporządkowany i wydany przez Pana Diderot, a jeśli chodzi o część matematyczną przez Pana d’Alembert*. Wybór, przeł. E. Rządowska, Wrocław 1952, s. 206.

45 Fryderyk II, *La guerre des confédérés*, w: *Œuvres de Frédéric le Grand*, t. 14, Berlin 1850, s. 219.

46 Fryderyk II do księcia Henryka, Poczdam, 12 czerwca 1772, w: *Politische Correspondenz Friedrich’s des Großen*, Bd. 32, hrsg. v. G. B. Volz, Berlin 1908, s. 249. Dodajmy, że określenie to król pruski rezerwował nie tylko dla Polaków. W dziełku *O literaturze niemieckiej* pisał: „Aby przekonać się o braku dobrego smaku, który wciąż panuje w Niemczech, wystarczy udać się na przedstawienia. Zobaczycie tam okropne sztuki Szekspira, przetłumaczone na nasz język, a publiczność mdleje z zachwytu, słuchając tych śmiesznych fars, godnych dzikusów z Kanady. Nazywam je tak, ponieważ łamią wszystkie zasady teatru”, Fryderyk II, *De la littérature allemande*, w: *Œuvres de Frédéric le Grand*, t. 7, Berlin 1847, s. 124.

47 Fryderyk II do księcia Henryka, Poczdam, 9 października 1772, w: *Politische Correspondenz*, Bd. 32, s. 553.

edukacji młodzieży, by doprowadzić do ucywilizowania tych Irokezów”⁴⁸. Relacjonował: „W kraju brakuje rzemieślników, krawców i szewców... Zakładam tu teraz sto osiemdziesiąt szkół [...], a wobec tych barbarzyńców czuję się jak ich Likurg czy Solon”⁴⁹.

W oświeceniowym dyskursie nazwy Indianina, Tatara, Gota niekiedy występowały zamiennie⁵⁰. „Zarzuty wobec Górnego Śląska ograniczają się w przeważającej mierze do fizjonomii narodowej, przypominającej mieszkańców Ziemi Ognistej – czytamy w *Dokładnych wiadomościach o Śląsku* (1794) Johanna Josepha Kauscha – marnego dialektu [...], niechlujstwa, pijactwa, złodziejstwa i tępoty oraz beznadziejnej gospodarki”⁵¹. Johann Wilhelm von Archenholz w opublikowanej rok później biografii Jana III pisał: „W Polsce można było zobaczyć osobliwe [...] kontrasty, orientalny przepych obok irokeskiej nagości, starorzymskie obyczaje połączone z barbarzyństwem Gotów, króla na czele republiki otoczonego urzędnikami Korony oraz niemal murzyńskie zniewolenie”⁵².

Wokabularz wyobrażeń, po które sięgano, wykazywał zaskakującą trwałość. Motyw barbarzyństwa wykorzystywali już starożytni Grecy. W ten sposób określali najpierw wszystkie ludy nieposługujące się greką: języki ich przywodziły na myśl głuche gardłowe dźwięki, były niezrozumiałe, wydawały się pozbawione sensu. W okresie klasycznym Ateńczycy opisywali tak mieszkańców innych polis, a także oponentów w samym mieście. Z pojęciem barbarzyństwa w epoce hellenistycznej wiązało się przekonanie o cywilizacyjnej

48 Fryderyk II do Jeana Le Rond d'Alemberta, 19 czerwca 1775, w: *Œuvres de Frédéric le Grand*, t. 25, Berlin 1854, s. 19–20.

49 Tamże, s. 20.

50 Snuto analogie pomiędzy Indianami i mieszkańcami Azji. Koncepcja amerykańskiego pochodzenia niecywilizowanych ludów rozważana była m.in. przez podróżników. Robert Ledyard, uczestnik trzeciej wyprawy Jamesa Cooka dookoła świata, która przeplęnęła przez Cieśninę Beringa, doszedł do tego wniosku podczas swojej eskapady na Syberię w 1788 roku: „Tatarzy przypominają aborygenów Ameryki: to są te same ludy – najstarsze i najliczniejsze spośród wszystkich, i gdyby nie oddzielało ich małe morze, nadal byłiby znani pod tą samą nazwą. Płaszcz cywilizacji leży na nich równie źle, jak na naszych amerykańskich Tatarach – długo byli i długo będą Tatarami, zanim staną się jakimś innym rodzajem ludzi”. Cyt. za: L. Wolff, *Wynalezienie Europy Wschodniej*, s. 552.

51 J. I. Kausch, *Ausführliche Nachrichten über Schlesien*, Salzburg 1794; cyt. za: H. Orłowski, „*Polnische Wirtschaft*”. *Nowoczesny niemiecki dyskurs o Polsce*, Olsztyn 1998, s. 364.

52 J. W. von Archenholz, *Sobiesky. Ein historisches Fragment*, „Die Horen” 1795, nr 12, cyt. za: H. Orłowski, „*Polnische Wirtschaft*”, s. 364.

wyższości. Ludy barbarzyńskie miały być niezdolne do stworzenia i utrzymania własnej państwowości, bo niedostatecznie rozwinięte, pozbawione zdolności rozumowania, nieznające piękna, niepanujące nad popędami i żądzami, okrutne, tchórzliwe, zniewieściałe⁵³. Wszystkie te cechy na kartach swojego dziełka Kermorvand przypisał Polakom.

Zwracając się do czytelnika, pisał: „Powiedz proszę tym polskim dwunożnym świniom, że ich małpi przodkowie z bólem patrzyliby na to, jak wielką niezręczność wykazują ich potomkowie, próbując naśladować najprostsze nawet z naszych zwyczajów”. (s. 137). Autor w jednym szeregu z Polakami stawiał „Turków, eunuchów, barbarzyńców, dzikusów” (s. 112). Osmanowie, postrzegani jako wrogowie cywilizacji łacińskiej, szczególnie w kontekście konfliktów politycznych i militarnych, uosabiali barbarzyństwo. Nie bez powodu niektórzy myśliciele, jak Leibniz, nazywali Moskwę, inny przykład państwa prymitywnego, „Turcją Północy”. Z kolei eunuchowie symbolizowali obce europejskim normom zepsucie i egzotyczne praktyki. Barbarzyńcy i dzicy oznaczali ludy i plemiona pierwotne, nieznające cywilizacji; Polacy – zdaniem Kermorvanda – ze względu na swoje „obyczaje, charakter, wady” (s. 112) byli najdziwniejszym, najsłabiej opisanym i najmniej znanym spośród wszystkich barbarzyńskich ludów. Tezę tę pamflecista wzmacniał, dodając, że różnice między Europejczykami a Patagończykami, Murzynami, Kałmukami, Hotentotami, Huronami i Tahitańczykami były mniejsze niż między Polakami a resztą ludzkości. Ludy te wskazane zostały nieprzypadkowo – reprezentowały wszystkie kontynenty i stanowiły kwintesencję wyobrażeń o barbarzyństwie; w mniemaniu Europejczyków miały przewyższać inne plemiona pod względem dzikości. A jednak, jak powiada autor, nie byli oni tak dzicy jak Polacy.

Aby uświadomić sobie, jak pogardliwe były to porównania, trzeba przypomnieć ówczesne wyobrażenia o tamtych ludach⁵⁴. I tak Hotentotów, osiadłych w południowej i południowo-zachodniej Afryce, przedstawiano jako najbardziej prymitywnych spośród ludzi: z natury leniwi, bezsilni i bezwładni, w opinii europejskich odkrywców, o czym wspominałem, nie posiadli

53 Zob. E. Hall, *Inventing the Barbarian. Greek Self-Definition through Tragedy*, Oxford 1989.

54 Wśród wielu prac opisujących stosunek oświeceniowych myślicieli do ludów pierwotnych wskaźmy *Exoticism in the Enlightenment*, ed. by G. S. Rousseau, R. Porter, Manchester–New York 1990; R. Bartra, *Wild Men in the Looking Glass. The Mythic Origins of European Otherness*, trans. C. T. Berrisford, Ann Arbor 1994; R. Nash, *Wild Enlightenment. The Borders of Human Identity in the Eighteenth Century*, Charlottesville–London 2003.

nawet zdolności mówienia (język ich porównywano do gulgotania indyków). Podróżnicy przypisywali im nieposkromiony popęd seksualny i skłonność do kanibalizmu. Nagość oraz rzekome anomalie anatomiczne budziły w Europejczykach obrzydzenie i pogardę. Nawet przypisując Hotentotom pewne cechy pozytywne, starano się ich zdyskredytować: zdolność dostrzegania statków z dużej odległości stanowiła potwierdzenie ich dzikości, gdyż zastrzeżenie niektórych zmysłów wynikało rzekomo ze stępienia innych. Patagończyków, rdzenną ludność Ameryki Południowej zamieszkującą tereny na południe od rzeki Rio Negro, podróżnicy od czasów Ferdynanda Magellana opisywali jako istoty o nadludzkim wzroście. Pod piórem europejskich obserwatorów agresywni i niemoralni, posługiwali się wyłącznie prymitywnymi narzędziami, chodzili w samych skórach, jedli surowe mięso. Mit o patagońskich olbrzymach odnowiony został w latach 60. XVIII wieku po publikacji wspomnień angielskiego żeglarza Johna Byrona, którego *Podróż dookoła świata* rychło stała się bestsellerem. Huroni, Indianie Ameryki Północnej, rozbici w połowie XVII wieku przez Irokezów, opisywani byli jako szczególnie brutalni i okrutni. Misjonarze zwracali uwagę na rytuały związane z kultem bóstwa Słońca, podczas których torturowali oni i zabijali jeńców. Skazanych na śmierć morderców przywiązywali do zwłok ofiar i pozostawiali do momentu, aż umrą z głodu. Relacje podkreślały ich zdeprawowanie. Obrazu dopełniały prymitywne metody uprawy i polowania. Kałmucy, a w szerszym znaczeniu ludy kontynuujące tradycje imperium mongolskiego, znani z tradycji pasterskich i wojskowych, w oświeconej Europie uosabiali najdziksze barbarzyństwo jako „ludzie praw boskich i ludzkich nieznający”⁵⁵. Opisywano ich jako prymitywnych, brutalnych i agresywnych, niegodnych zaufania i zdradliwych. Określeniem *murzyni* (*les nègres*), które od XVI wieku odnosiło się do osób czarnoskórych, na początku wieku XVIII poczęto nazywać czarnych niewolników. O domniemanej bliskości *orangutanów* i mieszkańców Afryki wspominałem już wyżej. Dodajmy, że w połowie XVIII stulecia w języku francuskim mianem *murzyn* określano twórców pracujących na zlecenie innych, niepodpisujących swoich prac własnym nazwiskiem. Choć odkryte w 1767 roku Tahiti postrzegane było przez Europejczyków jako barbarzyńskie Elizjum, a relacje podkreślały przyjemny wygląd miejscowej ludności, rychło na mieszkańców wysp spadła krytyka: kobiety były rozwiązłe, narzędzia, którymi się posługiwano, prymitywne, społeczności wyspiarskie

55 E. Otwinowski, *Dzieje Polski pod panowaniem Augusta II od roku 1696–1728*, Kraków 1849, s. 108.

skłócone i skłonne do bratobójczej walki. Wszyscy oddawali się tam złodziejstwu, gdy zaś zostali przyłapani na kradzieży, okazywali szczerą skruchę. Tahitańczycy uosabiali stereotyp nieskażonych cywilizacją dzikusów, na poziomie rozwoju dzieci. Z relacji podróżników wyłaniał się obraz Polinezji jako krainy pięknych, naiwnych ludzi, mieszkających w hojnie obdarzonym przez naturę środowisku, wolnych od ucisku, nadmiernego trudu i trwałych zmartwień.

V

Jan Gintel, wydawca relacji obcokrajowców na temat Polski, *Orangutana europejskiego* nazwał „ciekawostką”, „utworem” i „zabawną deskrypcją”⁵⁶. Czym dziełko Kermorvanda było w istocie? Ukształtowane zostało na wzór traktatu z zakresu historii naturalnej. Przybierając ton bezstronnego badacza, autor przedstawił mieszkańców Rzeczypospolitej jako gatunek o zwierzęcym rodowodzie. Struktura tekstu odzwierciedla logikę rozprawy naukowej. Po rozbudowanym wstępie następują kolejne rozdziały poświęcone odrębnym zagadnieniom: przywodzą one na myśl systematyczny wykład z określonej dziedziny wiedzy. Przywdziewając maskę badacza przyrody, Kermorvand uporządkował materiał wedle naukowych wzorców: opisał między innymi etnogenezę Polaków, ich środowisko naturalne, właściwości fizyczne i moralne oraz zwyczaje społeczne. Posługiwał się terminologią zaczerpniętą z nauk przyrodniczych, powoływał się – na dzieła z zakresu historii naturalnej. Kreował się na uczonego podróżnika, który pozyskał dane empiryczne dzięki długim obserwacjom i zebranych doświadczeniom.

Choć utrzymany w naukowej formie, *Orangutan europejski* stanowił w istocie polityczno-obyczajowy pamflet. Zachowanie ram gatunkowych traktatu służyło wyłącznie wzmocnieniu retorycznej ostrości: porządek wywodu, systematyzacja materiału i ton obiektywizmu tworzyły fundament dla zjadliwej satyry. Autor zachowywał przy tym pozory powagi, rzeczowości i dystansu właściwych dyskursowi naukowemu. Nawet najbardziej nieдорзeczne tezy formułował ze stoickim spokojem, posługując się językiem stylizowanym na rozprawę naukową. Groteska ukryta została za tą fasadą, co potęgowało jej oddziaływanie. Kontrast między formą i treścią wzmacniał zamierzony przez autora szyderczy efekt.

⁵⁶ J. Gintel, *Uwagi wstępne*, w: *Cudzoziemcy o Polsce. Relacje i opinie*, oprac. J. Gintel, t. 1, Kraków 1971, s. X–XI.

Autor zanurzył swoje dziełko w dyskursy naukowe, filozoficzne i polityczne XVIII wieku. Na kartach tekstu przywołał nazwiska wybitnych przyrodników (Carla Linnaeusa, Georgesa-Louisa Leclerca de Buffona, Charlesa Marie de La Condamine'a), nadając wywodowi pozory erudycyjnej wiarygodności. Wchodził w grę z polską tradycją historiograficzną. Wspomnił Marcina Kromera, Macieja z Miechowa, cytował Michela de La Bizardièrę'a. Odwoływał się do myśli politycznej Oświecenia: w krytyce ustroju w zdeformowanej i wyolbrzymionej formie wybrzmiewały diagnozy stawiane przez Monteskiusza i jego epigonów. Uwagi o ograbionym przez sąsiadów narodzie i głupcach sprawujących władzę stanowiły brutalną ocenę kondycji państwa pod panowaniem Stanisława Augusta.

Warstwa intertekstualna obejmowała również nawiązania do Biblii. Kermorvand, pozując na erudyte, odwoływał się do Pisma Świętego, nie unikając tu zresztą błędów (pomylił Abigail z Betszebą). Przywoływał postacie mitologiczne, cytował ustępy z Szekspirowskiego *Kupca weneckiego*. Odniesienia te stanowiły ornament, budujący atmosferę uczonej dezynwoltury.

Charakterystycznym rysem stylizacji było odwoływanie się do zmyślnych źródeł (zabieg ten wpisywał się skądinąd w popularną w XVIII wieku konwencję literackiej mistyfikacji). Autor wspominał fikcyjnego pisarza Hatika, powoływał się także na dokument rzekomo pochodzący z kancelarii księcia Kraka.

Pamflet operował kodem zrozumiałym dla wykształconego czytelnika Oświecenia: przywołane nazwiska, popularne koncepcje intelektualne i aluzje do bieżącej polityki pozwalały odbiorcy rozpoznać charakter tekstu. Wykorzystanie dobrze znanych konwencji – języka nauki i formy traktatu – wzmacniało efekt satyry.

Czy tego rodzaju erudycyjne zabiegi nie służyły zarazem krytyce samego oświeceniowego dyskursu? Kermorvand imitował przecież encyklopedyczną narrację, operował naukowym językiem i świadomie wykorzystywał idee oraz schematy myślowe typowe dla Oświecenia. Bardziej prawdopodobne wydaje się jednak, że przedstawiony przez niego wywód był po prostu literackim świadectwem frustracji i rozczarowania. Podobnie było w przypadku o wiele bardziej znanego Georga Forstera. Ten niemiecki przyrodnik pisał o Polsce z nieskrywaną złośliwością, co ciekawe, również sięgając po retorykę dehumanizacji (mówił o „kraju niedźwiedzi” zamieszkałym przez „bydło”)⁵⁷.

57 Cyt. za: J. Kordel, *Czy Georg Forster nie lubił Polaków? Pendant do refleksji nad literaturą podróżniczą jako źródłem historycznym*, „Kwartalnik Historyczny” 2023, nr 3, s. 509.

Swoje zjadliwe uwagi wyjaśnił w pamiętniku słowami: „Jestem przygnębi-
ny i staram się rozładować w satyrycznych wypowiedziach o Polsce”⁵⁸.

VI

Przywoływany wyżej Gintel zastanawiał się, w jaki sposób po pierwszym rozbiórze dziełko to „odbierali oświecciele i reformatorzy Polski, czerpiący wzory i otuchę z wielkiej kultury francuskiej”⁵⁹. Zakładał, że było przyjmowane bardzo negatywnie. Polskie elity polityczne, jak sądził, musiały bowiem zdawać sobie sprawę, że pamflet może mieć wpływ na międzynarodowe postrzeganie Rzeczypospolitej i jej mieszkańców.

Istotnie, gdy tylko pismo opuściło prasy drukarskie, wzbudziło zainteresowanie polskiej dyplomacji. Zastanawiano się, czy król powinien zabiegać o wycofanie tytułu ze sprzedaży. Wspomniany Aleksy Husarzewski stał jednak na stanowisku, że w ten sposób dwór warszawski przydałby broszurze znaczenia, a po skutecznej interwencji opinia publiczna tym bardziej chciałaby zapoznać się z treścią zakazanego tekstu. „Najlepszym wyjściem jest zignorowanie jego istnienia”, przekonywał komisarz. Zakładał, że pismo nie wzbudzi zainteresowania i zostanie szybko zapomniane⁶⁰. Po jego lekturze zmienił jednak zdanie. W liście do kierownika królewskiego gabinetu, Jacka Ogrodzkiego, wyrażał żal, że pamflecista „nie został ukarany w Warszawie, jak na to zasługiwał, teraz bowiem nie byłoby o nim mowy”⁶¹. Stał na stanowisku, że „jest to najpodlejszy, najgłupszy i najbardziej ordynarny utwór, jaki można sobie wyobrazić”. Sugerował, że król „powinien podjąć kroki, aby jego autor został schwytany w Hamburgu, jeśli wciąż tam przebywa, i ukarany, jak na to zasługuje [...]”. Ten nędznik – pisał komisarz – zasługuje na to, aby wraz ze swoim dziełem zawieszonym na szyi trafić na szafot”⁶².

W egzemplarzu francuskiego wydania z rodowej księżnicy Tyszkiewiczów osiemnastowieczny czytelnik zanotował: „Opracowanie, które dowodzi, do jakiego stopnia dusza może zostać zdegradowana, gdy zlekceważy wszystko, co religia, honor i uczciwość mają najświętszego i najbardziej czcigodnego.

⁵⁸ Tamże, s. 511, przyp. 86.

⁵⁹ J. Gintel, *Uwagi wstępne*, s. X–XI.

⁶⁰ A. Husarzewski do B. Zabłockiego, Gdańsk, 23 listopada 1779, w: *Materiały do życiorysu i twórczości I. Krasickiego*, oprac. L. Bernacki, „Pamiętnik Literacki” 1929, nr 26, s. 460.

⁶¹ A. Husarzewski do Jacka Ogrodzkiego, Gdańsk, 30 listopada 1779, tamże, s. 460.

⁶² A. Husarzewski do J. Ogrodzkiego, Gdańsk, 7 grudnia 1779, tamże, s. 460–461.

Oto kolejny dowód, że Francja, obok wielkich odkryć w dziedzinie nauki, dostarczyła nam takich, które stanowią źródło hańby i wstydu. W rzeczywistości [...] trzeba być prawdziwym orangutanem, by móc skreślić takie słowa”⁶³.

VII

Kontakty i relacje między przedstawicielami różnych wspólnot etnicznych, językowych i religijnych sprzyjały powstawaniu stereotypowych wyobrażeń. Nawet w odległej Szwecji niemal każdemu narodowi Europy przypisywano cechy, które z czasem przeniknęły do języka: *francuski* stał się synonimem wspaniałości, *hiszpański* – dumy, *turecki* zaś – dzikości. Podobne mechanizmy dotyczyły skojarzeń związanych z Polską, co widoczne było w żartobliwych formach językowych zakończonych na „-ski”, np. *Slapinsky* (od *slapp*, niedbały) czy *Pratatosky* (od *prata*, paplać)⁶⁴.

W charakterystykach tego rodzaju akcentowano zwykle rysy negatywne, tworząc kontrpunkt dla idealizowanego obrazu własnego. Pozostałe nacje przedstawiano w krzywym zwierciadle, celowo zniekształcając, przerysowując i poddając retuszowi ich wizerunek. Dykjonarz motywów był zadziwiająco stały, a jednym z częściej wykorzystywanych w literaturze politycznej i publicystyce, o czym wspominałem już wyżej, było przypisanie drugim cech barbarzyńskich. W nowożytnej Europie kraje romańskie i germańskie postrzegano jako jądra cywilizacji. W miarę oddalania się od tego centrum wzrastał stopień dzikości przypisywany innym nacom. Niccolò Machiavelli apelował w *Księciu* o wyswobodzenie Italii z barbarzyńskiej niewoli, tzn. uwolnienie jej spod wpływu hiszpańskich i francuskich dynastów⁶⁵. Ocalały z katastrofy Wielkiej Armady hiszpański kapitan Francisco de Cuellar w końcu XVI wieku za dzikich uznawał Irlandczyków, w których kraju nie było „ani sprawiedliwości, ani prawa, a każdy robił to, co mu się podobało”⁶⁶.

Opisując narody, często odwoływano się do ich symbolicznych odpowiedników w świecie zwierząt. Zwierzęta, dzięki swoim charakterystycznym

63 *L'orang-outang* (jak w przyp. 11). Dobre podsumowanie stanowi tu uwaga zamieszczona na ostatnich kartach tego samego egzemplarza: „Pieściłaś łotra na swoim łonie, o nieszczęśliwa Polsko”, tamże, s. 96.

64 S. Wędkiewicz, *Z dziejów języka polskiego zagranicą. Polskie rzeczy w języku szwedzkim*, Kraków 1919, s. 23–25.

65 Rozdział dwudziesty szósty opatrzył autor tytułem: *Exhortatio capessendam Italiam in libertatemque a Barbaris vindicandam*.

66 [F. de Cuellar], *Carta de uno que fué eu l a Armada y cuenta la jornada*, w: *La armada invencible*, ed. C. F. Duro, t. 2, Madrid 1885, s. 359.

cechom, stały się wygodnym narzędziem do alegoryzacji poszczególnych ludów. Takie odniesienia pojawiały się w różnych kontekstach: w mitologii, heraldyce, kartografii, pismach politycznych i satyrycznych, sztukach plastycznych. Przypomnieć można znane przykłady: styryjską tablicę narodów czy cykl obrazów Jana van Kessela starszego⁶⁷. Warto również pamiętać, że w pismach polemicznych pojawiał się motyw małpy, budzący wyraźnie negatywne konotacje, wykorzystywany w celu poniżenia lub ośmieszenia przeciwnika. Wskazywać miał na cywilizacyjną niższość, prymitywne zwyczaje, moralną degenerację, co czyniło go potężnym środkiem retorycznym i skutecznym narzędziem propagandy⁶⁸.

Na tym tle prezentowane dziełko Louisa Kermorvanda jest jednak wyjątkowe. Choć wpisuje się w szereg współczesnych tekstów, w których zachodnioeuropejscy autorzy starali się dyskredytować i marginalizować porządek polityczny i społeczny polsko-litewskiej Rzeczypospolitej, a jej kulturę przedstawić jako egzotyczną i obcą europejskim normom, to przekracza granice, których większość współczesnych, nawet w najostrzejszych polemikach, nie była skłonna naruszyć. Pamflecista odmiennność Polaków usiłował bowiem wyjaśnić nie na poziomie kulturowym, lecz biologicznym. Mieszkańcom Rzeczypospolitej konsekwentnie odmawiał miejsca w świecie rozwiniętym, w ich postępowaniu dostrzegając jedynie pierwotne barbarzyństwo. Nie porzesał na porównywaniu Polaków do małp – posunął się dalej, twierdząc, że są ich bezpośrednimi potomkami. A nawet więcej: podkreślając ich rzekomą niezdolność do osiągnięcia najniższego poziomu cywilizacji, oceniał, że mieszkańcy Rzeczypospolitej w barbarzyństwie przewyższali swoich małpich przodków. W odniesieniu do osiemnastowiecznych debat o małpach człekokształtnych, które część uczonych zaliczała do gatunku ludzkiego, stanowisko Kermorvanda jawi się jako szczególnie radykalne.

67 Bayerische Staatsgemäldesammlungen, Alte Pinakothek, München, nr inw. 1910, J. van Kessel, *Die vier Erdteile. Europa*; Österreichisches Museum für Volkskunde, Wien, nr inw. ÖMV/30.905, *Kurze Beschreibung der in Europa befindlichen Völkern und ihren Aigenschafften*; zob. *Europäischer Völkerspiegel. Imagologisch-ethnographische Studien zu den Völkertafeln des frühen 18. Jahrhunderts*, hrsg. v. F. K. Stanzel, Heidelberg 1999.

68 C. F. Benkowitz, *Geschichte eines afrikanischen Affen namens Lav Muley Hassan, ehemals Arouet Voltaire genannt*, Berlin–Leipzig 1807; P. Buchwaldówna, „Małpa-człowiek”. *Anonimowa satyra z czasów saskich*, „Pamiętnik Biblioteki Kórnickiej” 1959, nr 7, s. 75–91.

VIII

Tekst niemiecki został opublikowany na podstawie edycji z 1780 roku. Jak już wspomniano, dziełko najpewniej ukazało się w berlińskiej oficynie Joachima Pauliego. Nie udało się ustalić nazwiska tłumacza, który starał się dokładnie oddać treść oryginału, składnię i frazeologię przystosowując do norm języka niemieckiego. Zachowano oryginalną pisownię, zmodernizowano interpunkcję. Tłumaczenie na język polski, przygotowane na podstawie francuskiego oryginału, wiernie oddaje treść pamfletu; strukturę zdań, frazeologię i słownictwo dostosowano do specyfiki współczesnej polszczyzny.

Przypisy oznaczone gwiazdką pochodzą od autora. W oprawie edytorskiej starałem się ograniczyć liczbę przypisów rzeczowych, oznaczonych cyframi arabskimi, identyfikując jedynie postaci historyczne i komentując te fragmenty, które stanowiły lub stanowić mogły przykłady dyfamacji.

Za zachętę do podjęcia prac translatorskich i włączenie *Orangutana europejskiego* do wspólnej serii wydawniczej Centrum Badań Historycznych PAN w Berlinie i Muzeum Historii Polski „Źródła i opracowania do dziejów stosunków polsko-niemieckich w epoce nowożytnej i XIX wieku” pragnąłbym złożyć podziękowania na ręce prof. dr. hab. Igora Kąkolewskiego. Za cenne uwagi, wskazówki i komentarze dziękuję prof. dr. hab. Zofii Zieślińskiej, prof. dr. hab. dr. h. c. Michaelowi G. Müllerowi oraz dr. Matthiasowi Kopietzowi.

Louis de Kermorvand

Orangutan europejski,
czyli Polak taki, jaki jest

z języka francuskiego przetłumaczył i przypisami opatrzył
Jacek Kordel

J. L. Kienig

*) L'ORANG-OUTANG
D'EUROPE,

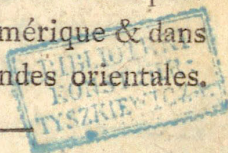
ou

le Polonois tel qu'il est;

ouvrage méthodique,

qui a remporté un prix d'Histoire
naturelle en 1779.

*) Orang-Outang veut dire habitant des
bois: c'est la dénomination d'une espèce
de singes qui se trouve en Amérique & dans
le royaume de Congo aux Indes orientales.



*Ouvrage qui prouve jusqu'à quel
point un cœur peut être dégradé
quand il a brisé tout ce que la
religion, l'honneur et la probité
peuvent avoir de plus saint et
de plus révérent. — Voilà encore
une nouvelle preuve, que la*

Orangutan
europejski,
czyli
Polak taki, jaki jest.

Dzieło metodyczne
zwieńczone nagrodą w dziedzinie historii
naturalnej w 1779 roku*.

* Orangutan stanowi określenie mieszkańca lasów i jest nazwą gatunku małpy występującej w Ameryce, w królestwie Konga oraz w Indiach Wschodnich.

WSTĘP

Minęło około 6787 dni i nocy, 13 minut, zero sekund i 59 tercji, odkąd straciłem starą ciotkę, wyrocznię trzech parafii i Safonę swej wioski¹. Do dziś jednak pamiętam, że ta dobra ciotka na łożu śmierci z niezwykłą życzliwością raczyła zawołać mnie i szepnąć do ucha bardzo cicho te słowa: „Opuszczam cię, mój synu, a królestwo moje nie jest już z tego świata. Pamiętaj wszakże, że albo Sakrogorgon² jest błaznem, albo proroctwo wobec ciebie się spełni i pewnego dnia ujrzysz Turków, eunuchów, barbarzyńców, dzikusów i Polaków. Zobaczysz te wszystkie dwunożne stworzenia. Ale pamiętaj, mój drogi Janku, że nie wszystko złoto, co się świeci. Człowieka, podobnie jak ten metal, aby właściwie ocenić, trzeba najpierw dotknąć. Nigdy nie zapomnij tej prawdy, będącej owocem bardzo długiego doświadczenia. Przyda ci się ona na obu półkulach, w tropikach i na biegunach. Weź także – dodała – tę małą skrzyneczkę, zawiera tabletki bulionu i diabolini³, wzmocnią twój temperament. Tego ci najserdeczniej życzę, żegnając cię ostatecznie”. W tym miejscu moja dobra ciotka zamilkła, ucałowała mnie, kichnęła i umarła.

Bardzo wiele czasu zajęło mi odgadnięcie znaczenia starego przysłowia mojej ciotki, a jeszcze więcej przyzwyczajenie się do diabolini. Byłem wtedy młody, a mój temperament za nic miał takie próby wzmocnienia serca. Teraz, gdy jestem starszy i rujnuję się z powodu tego eliksiru, nie mogę nie podziwiać jej głębokiej mądrości, która przewidywała i przepowiedziała wszystkie moje słabości, upodobania i podróże.

Rzeczywiście, widziałem Turków, eunuchów, barbarzyńców, dzikusów i Polaków. Wszystkie te dwunożne stworzenia są ciekawe. Najślabiej wszakże opisane i najmniej znane pozostają moim zdaniem te, które przyrodnicy nazwali Polakami. Muszę przyznać, że ich obyczaje, charakter, wady, śmieszności itd. ze względu na samą swoją dziwność zasługują na uwagę każdego ciekawego świata obserwatora. To tej właśnie motywacji zawdzięczam moją pracę, a także wytrwałość. Sądzę, że przeprowadzone przeze mnie szczegółowe badania nad tym gatunkiem mogą być użyteczne zarówno dla tych, którzy już znają Polaków, jak i dla tych, którzy jeszcze nie mieli okazji ich poznać. Jeśli odniosą choć niewielki pożytek z mojej pracy, uznam, że trud nie po-

1 18 lat, 213 dni, 13 minut i 1 sekunda.

2 *Sakrogorgon*, postać wykreowana przez Voltaire'a w heroikomicznym poemacie *Dziwica orleańska* (*La Pucelle d'Orléans*), ukończonym w 1762 roku. Demon, brutalny kat inkwizycji, który symbolizować miał jej okrucieństwo.

3 *Liquore di diabolini*, znany także jako *nettare di Napoli*, środek poprawiający potencję.

szedł na marne. Jestem gotowy do obrony i nie boję się polskich pazurów ani zębów.

Obserwując świat przyrody, widzimy, że gatunki mają tak wiele różnych odmian, że trudno jest rozpoznać ich relacje z pierwotnym typem i najnowszymi mutacjami oraz zrozumieć ich ewolucyjne powiązania. Przyrodnicy skupiają się głównie na poznaniu jednego gatunku zwierząt i odnotowywaniu różnic z innymi w zachowaniu i właściwościach fizycznych, zupełnie pomijają natomiast właściwości moralne, które w określaniu różnic między rodzajami w obrębie tej samej grupy mogą być równie ważne.

Pan Linneusz, pan Buffon⁴, ten powiernik świata natury, i wielu innych badaczy oraz przyrodników, gruntownie wykształconych i z gorliwością poświęcających się sprawie, z zapałem opisywali świat od człowieka i słonia po kolibra i od dębu aż po koniczynę. Wyjaśnili proces formowania się gór i skał oraz powstawania madrepór⁵, koralu i pereł. Zapomnieli wszakże przestudiować naturę Polaków; nic o nich nie powiedzieli, błędnie uznając ich za takich samych, jak inni ludzie. Nie zauważyli, że Polacy mają wyjątkowe cechy, które ich odróżniają od całego gatunku ludzkiego. Patagończycy, Murzyni i Kałmucy wykazują mniej widoczne różnice. Pan de la Condamine⁶ przeprowadził dokładne pomiary tych pierwszych. Podaje się informacje o kolorze i proporcjach pozostałych; opisuje się zwyczaje i nawyki Hotentotów, Huronów, Tahitańczyków itd. Pisze się o zręczności, przebiegłości i złośliwości małp. Jeśli małpy traktować można jako oddzielny gatunek, dlaczego nie należałoby i Polaków traktować w ten sposób? Dlaczego nie można by wspomnieć o ich wadach, śmiesznościach i wszystkich potwornościach, które szkodzą ich duszy i całemu gatunkowi?

Marcin Kromer, Maciej z Miechowa, Aleksander Gwagnin, Erazm Stelła, pan de Hauteville, de la Bizardière⁷ i wielu innych jeszcze autorów pisało

4 Carl Linnaeus (1707–1778), szwedzki przyrodnik i lekarz, który upowszechnił binominalne nazewnictwo biologiczne. Georges-Louis Leclerc de Buffon (1707–1788), francuski przyrodnik i filozof, który wywarł istotny wpływ na rozwój przyrodoznawstwa XVIII wieku, prekursor ewolucjonizmu.

5 *Madrepory*, podrząd koralowców sześciopromiennych o silnie rozwiniętym szkieletie wapiennym.

6 Charles Marie de La Condamine (1701–1774), matematyk, geodeta i podróżnik, przez blisko dziesięć lat eksplorujący Amerykę Południową i poznający jej rdzennych mieszkańców.

7 Marcin Kromer (1512–1589), dyplomata, historyk, biskup warmiński, autor kroniki *De origine et rebus gestis Polonorum* (1555), która jeszcze w XVI wieku doczekała się kilku wydań obcojęzycznych. Maciej z Miechowa (1457–1523), historyk, geograf, lekarz, autor przedstawiającej dzieje Polski do roku 1506 pracy *Chronica Polono-*

o Polsce. Wszyscy oni skupiali się na jej historii i ustroju. Nie zwrócili jednakowoż uwagi na zwyczaje i społeczne praktyki tego gatunku, zajmując się głównie historią i ustrojem, zamiast zwyczajami prywatnymi i społecznymi. A tu szczególnie potrzebne jest wprawne oko przyrodnika.

I chociaż nie jestem godzien rozwiązać rzemyka u sandałów wszystkich tych panów, w zakresie historii naturalnej i nauk przyrodniczych będąc le-dwie uczniem, ośmieliłem się skreślić poniższe uwagi, ponieważ wierzę, że studiując pilnie, poznałem swoich Polaków do głębi. Nie bez zuchwałości twierdząc, że będę w stanie zasłużyć na uznanie wszystkich, którym obserwacje moje mogą okazać się przydatne i w leśnej gęstwinie pokrywającej sarmackie równiny służyć jako busola.

Wszyscy starożytni historycy, którzy pisali o Polakach, wierzyli, że wywodzili się oni od Sarmatów, którzy pod dowództwem Lecha w 550 roku zajęli ziemie nad brzegami Wisły, należące wcześniej do Wandalów⁸. Ponieważ historycy ci poprzestali na konstatacji tego faktu i nie posuwali swoich badań głębiej, wydaje mi się, że nie znali ani wcześniejszych, ani późniejszych dziejów Polaków i w związku z tym w opisie swoim dopuścili się licznych błędów. Przeprowadziłem żmudne, nie zawaham się powiedzieć uczone, badania na ten temat. Poszukiwania te pozwoliły mi wysunąć kilka interesujących supozycji, które ze względu na ich wzajemne relacje, a także duże prawdopodobieństwo, wydają mi się godne zainteresowania czytelnika.

rum (1519) oraz dzieła *Tractatus de duabus Sarmatiis*, geograficznej charakterystyki ziem Rzeczypospolitej, w epoce nowożytnej tłumaczonej na wiele języków. Aleksander Gwagnin (1534–1614), polski historyk i żołnierz pochodzący z Werony, autor popularnej w całej Europie książki *Sarmatiae Europaeae descriptio* (1578). Erazm Stella (1460–1521), pochodzący z Lipska kronikarz, autor m.in. *De antiquitatibus Borussiae libri duo* (1518), które aż do XIX wieku silnie zaciążyło nad historiografią pruską. Gaspard de Tende (1618–1697), obserwator polskiej sceny politycznej epoki Jana II Kazimierza i Jana III; pod pseudonimem sieur d'Hauteville przygotował bardzo poczytną *Relation historique de la Pologne* (1686). Michel David de La Bizardière († 1721), autor popularnych w XVIII wieku i tłumaczonych na wiele języków książek o polskich sejmach elekcyjnych, *Histoire des diètes de Pologne pour les élections des roi* (1697) oraz dziejach bezkrólestwa po śmierci Jana III, *Histoire de la scission ou division [...] au sujet de l'élection d'un roi* (1699).

- 8 *Lech*, wspólnie z legendarnymi braćmi Czechem i Rusem, założyć miał Polskę, Czechy i Ruś. Postać literacka poświadczona w kronikach polskich i czeskich od XIV wieku. *Wandalowie*, lud germański, który przed IV wiekiem zajmował tereny nad górną Odrą i Dunajem. *Sarmaci*, ludy koczowniczo-pasterskie pochodzenia irańskiego, stopniowo przesiedlające się od połowy I tysiąclecia przed Chrystusem w kierunku stepów położonych na północnym wybrzeżu Morza Czarnego. W literaturze i publicystyce od połowy XV wieku uchodzili za protoplastów polskiej szlachty.

Pozostawiam mu ocenę prawdziwości moich sądów oraz opinii autorów dawnych kronik.

Jeśli podania dotyczące pochodzenia ludów lub narodów bywają nieprawdziwe czy wręcz baśniowe lub gdy dzieje najdawniejsze pozostają niejasne, jeśli niektóre z nich zaginęły w starożytności, a inne przetrwały do naszych czasów, stało się tak dlatego, że bardzo często duma narodu chce, aby niektóre nie ujrzały światła dziennego, inne zaś zostały ujawnione. Ta sama duma sprawia, że nie doceniamy naszych przodków, a czasem próbujemy wymazać ich z naszej pamięci, gdy ich miejsce, znaczenie czy pochodzenie staje się plamą na naszym prawdziwym lub wyobrażonym honorze. Tak właśnie jest w przypadku Polaków.

Chcieliby oni, abyśmy uwierzyli, że krew, która płynie dziś w ich żyłach, jest sarmacka, podczas gdy w rzeczywistości zawdzięczają ją amerykańskim małpom, swoim pierwotnym przodkom. Na pierwszy rzut oka myśl ta może wydawać się dość dziwaczna, a nawet niedorzeczna. Ale rychło okaże się wiarygodna, gdy zapoznamy się z dziejami IV wieku opracowanymi przez Hatika*⁹. To najbardziej oświecony filozof swojej epoki, żyjący w tamtych właśnie czasach. W swojej powszechnej historii podróży, a zwłaszcza w trzynastej części, w rozdziale dwudziestym siódmym, mówi on w sposób jasny, precyzyjny, jednoznaczny i zgodny z zasadami warsztatu, że kraje, które obecnie nazywamy Wielkopolską i Małopolską, stanowiły teren zamieszkały przez kolonię małp, które pod względem cech fizycznych, natury i temperamentu bardzo przypominały człowieka. Władca ten powiedział nawet, że kazał przyprowadzić do swojego zamku jedną z młodych małp, mając nadzieję, że stanie się ona dla niego źródłem rozrywki. Zwierzę to, jak twierdził, nader sprawnie posługiwało się mieczem (niewątpliwie była to drewniana szabla). El Karasser, Mikul, Szakian i inni autorzy piszący po Hatiku mówią to samo, dodając nawet nowe szczegóły**.

Ostateczne i jeszcze bardziej przekonujące świadectwo niż wspomniane autorytety przynosi dokument pochodzący z kancelarii księcia polskiego Kraka III. Mimo oczekiwań i nadziei moich przeciwników oraz stronnicych

* To bardzo rzadka i trudno dostępna pozycja.

** Prace tych autorów są bardzo stare i pozostają niemal nieznane.

9 Tutaj i w dalszej części pracy autor przywołuje dzieła zmyślonych przez siebie autorów (Hatik, El Karasser, Mikul, Szakian) i powołuje się na nieistniejące źródła (dyplom z kancelarii Kraka).

opinii niezaprzeczalnie dowodzi on słuszności mojej teorii. Polacy usilnie starali się dotąd ukryć go przed opinią publiczną. Przypadkiem jednak i za cenę dużego wysiłku zdobyłem jego poświadczoną kopię, którą mam teraz przed oczami.

Dyplom ten zaczyna się od jednoznacznej w swej treści opowieści o sposobach, którymi posłużył się Krak¹⁰, aby pokonać smoka pustoszącego okolice Krakowa*. Następnie wspomina, że książę ten podjął próbę ujarznienia lub wytępienia małych mieszkańców Polski. Stracił jednak wszelkie nadzieje na poskromienie ich siłą, umiejętnościami i sprytem. Odprawił wtedy nowennę, po której – za wstawiennictwem św. Mikołaja – udało mu się przemienić zarówno przymioty ducha, jak i ciała tych małych w taki sposób, że stały się w pełni lub po części podobne do Sarmatów. To właśnie wtedy, jak czytamy w tym samym dokumencie, małe straciły włosy, otrzymały dłuższe uszy, zapuściły wąsy, założyły buty i pokłoniły się Krakowi, który ze swej strony obiecał im stać na straży republikańskiego ustroju i praw krajowych.

Na tych warunkach małe złożyły przysięgę i uzyskały wszystkie prawa przynależne Sarmatom, z którymi następnie się wymieszały i związały. Ze związków tych zrodziły się zwyrodniałe istoty, które w kolejnych stuleciach nazwano Polakami. Dysponując tak przekonującymi i niezbitymi dowodami, nie można mieć już wątpliwości, że w Polsce żyły małe. Łatwo też wyjaśnić, skąd się tam wzięły i dlaczego tam pozostały.

Wszyscy doskonale wiedzą, że na północy wiele gatunków zwierząt przeszło z Ameryki do Europy. Dowody, które posiadamy – wielkie podobieństwo niektórych naszych gatunków do występujących wyłącznie w Ameryce lub przystosowanych do jej klimatu – uzasadniają i potwierdzają tę opinię.

Prawdą jest, że nie możemy dokładnie określić czasu tych migracji. Wiemy jednak, że były one możliwe i musiały mieć miejsce, ponieważ w Europie widzimy wiele obcych gatunków, które są w rzeczywistości amerykańskie. Tak jest np. w przypadku omawianego gatunku małych, które opuściły swoją kolebkę i przeniosły się do Polski, aby się tam osiedlić. Kraj ten, pokryty rozległymi lasami, zdawał się zapewniać bezpieczne schronienie przed wszelkiej maści wrogami. I rzeczywiście, cieszyły się one spokojem aż do przybycia Wandalów, a później Sarmatów. Wówczas małe zostały zmuszone

* Zob. dzieła polskich historyków.

10 *Krak*, legendarny założyciel Krakowa, ojciec Wandy, według jednej z wersji legendy pogromcy smoka wawelskiego; postać po raz pierwszy odnotowana w kronice Wincentego Kadłubka z przełomu XII i XIII wieku.

do opuszczenia równin i ukrycia się w najgęstszych lasach, gdzie mogły chronić się przed pościgiem wrogów i czekać na sprzyjającą okazję do odzyskania swoich praw i posiadłości.

Okazja ta nadeszła dość szybko po śmierci Lecha. W tym czasie władza przeszła w ręce małego księcia, który utrzymał ją po pokonaniu rywali aż do momentu, gdy Wizymir (o którym Polacy mówią, że był drugim władcą Polski)¹¹ zmusił go do wyrzeczenia się tronu i państwa. Małpy zostały wtedy zmuszone do powrotu do lasu. Stworzyły tam silną społeczność, która nieustannie zagrażała władzy suwerena. Działo się tak do momentu, kiedy Krak, jak już powiedzieliśmy, nie dokonał ich przemiany.

Stronniczy czytelnik może podjąć próbę obalenia tych przypuszczeń, ale nie będzie w stanie tego dokonać. Dowody na obecność małp w Polsce są niezaprzeczalne. Świadectwa dawnych pisarzy dotyczące najdawniejszych dziejów tego kraju są mało wiarygodne, a milczenie dawnych kronik o następcach Lecha jest co najmniej znaczące. Powstaje luka na około 150 lat, podczas których, według Polaków, władzę sprawowali książęta wywodzący się od Lecha. Ich imiona ani dzieje nie są jednak znane. Przemilczenie to twarży sytuację, która ma w intencji Polaków uniemożliwić potomności dokładne poznanie ich władców oraz ich pierwotnego pochodzenia.

Polacy wywodzą się od zwierząt. Nie można już temu zaprzeczyć. Historycy, nawet polscy, którzy próbowali to ukryć, twierdzili, że Polacy pochodzą od Sarmatów, słowo zaś Sarmata pochodzi częściowo od greckiego *sauros*¹², które oznacza żmiję: nawet ci autorzy przypisywali zatem Polakom zwierzęcy rodowód. Różnią się oni ode mnie tylko tym, że woleli zrobić z nich żmije, niż przyznać, że pochodzą od małp. Tylko ja miałem śmiałość to powiedzieć i udowodnić. Cierpliwie i wytrwale kontynuował będę swoją pracę, wykazując związki, jakie [dostrzegę] między różnymi obyczajami Polaków a zwyczajami małp, od których, jak sądzę, pochodzą.

USTRÓJ

Przed przybyciem Lecha do Polski i bezprawnym przejściem władzy przez jego następców zamieszkujące ten kraj małpy żyły pod rządami arystokratycznymi. Ich słabość, wymuszone ucieczki i żądza władzy występnych najeźdź-

¹¹ *Wizymir*, legendarny syn lub wnuk Lecha.

¹² *Σαῦρος*, gr. jaszczurka, w szerszym znaczeniu słowo to oznaczać może różne gady. W wydaniu francuskim z 1779 roku, podobnie jak w niemieckiej edycji z roku 1780 w miejscu tym doszło do drukarskiej omyłki (*παῦρος*).

ców sprawiły, że ustrój republikański zastąpiła władza monarchiczna, która od tego czasu zawsze równoważona była przez elementy demokratyczne. I tak rzeczywiście do dzisiaj wygląda polski ustrój, który jest jednocześnie monarchiczny i demokratyczny. Ten niedopasowany i niczym nie równoważony związek stanowi źródło podziałów i konfederacji, które pustoszą Polskę, oraz wojen domowych, w których siła bierze górę nad sprawiedliwością, sama zaś sprawiedliwość budzi strach, skoro jej przestrzeganie wymaga użycia siły.

Ten odwieczny nieporządek, zapóźnienie w stosunku do oświecenia i porządku reszty Europy, brak kultury oraz hołdowanie dawnym zwyczajom dostarczają nowych argumentów za tym, by odmówić Polakom przynależności do rodzaju ludzkiego. Nie są oni bowiem zdolni do poprawy, co jest cechą właściwą człowiekowi.

Pewien polski pisarz, którego tekst przełożony został przez pana Le Bizardière'a, we wstępie do swojego dzieła przemawiał do swoich rodaków: „Starajmy się zasłużyć na Bożą opiekę, odrzucając wszystkie nasze narodowe wady i niegodziwości: krzywoprzysięstwa, rozwody, nienawiść, kradzieże, próżność, pychę, pijaństwo, chciwość, zbytek, lichwę i wiele innych jeszcze rzeczy, które przynoszą nam ujmę i nas niszczą”¹³.

Czy w obliczu tak potwornych wad, których nie równoważy bodaj jedno ziarno cnót, którymi spodobało się Opatrzności przyozdobić rodzaj ludzki, czy możemy nadal uznawać lub wierzyć, że są Polacy są jej dziełem? Nie! Jeśli pozwalała ona lub nadal przyzwala na istnienie tego typu ludzi, to niewątpliwie tylko dlatego, by dać nam przerażający przykład. Widząc ich złe uczynki, z oddaniem pragniemy bowiem wypełniać swoje obowiązki.

Polacy, będąc niewolnikami swoich zwyczajów, przyjmują jako rzecz pewną, że każda zmiana jest niebezpieczna. Są w tym podobni do człowieka dzikiego, który pożąda tylko tego, co zna, a zna tylko to, co posiada lub co łatwo może zdobyć. Podobnie jak dziki człowiek, Polacy nie są zdolni do wielkich emocji i mają ograniczony umysł. Jeśli podatni są na namiętności, to tylko te hańbiące. Zwłaszcza pycha i chciwość, które kierują ich poczynaniami, zaślepiają każdego z nich w odniesieniu do dobra wspólnego, nad które przedkładają własny interes.

W Polsce większą część narodu tworzą niewolnicy. Nie ma prawdziwej wolności: została tylko jej nazwa, cała reszta jest jedynie pozorem. Pewien bardzo znany autor twierdzi, że ustrój Rzeczypospolitej, który chlubi się mianem

13 Nie udało mi się ustalić źródła przywoływanego przez autora cytatu.

republikańskiego, w istocie stanowi jego całkowite zaprzeczenie. Składa się bowiem z pomniejszych tyranów występujących przeciwko ludowi. Każdy z nich ma wystarczająco dużo siły, by wszystko zniszczyć, nikt nie ma jednak takiej mocy, by cokolwiek zbudować. Każdy sprzeciwić się może woli ogółu, co sprawia, że głupiec, złoczyńca czy szaleniec zapanować może nad całym narodem. Autor ten dodaje, a widzimy to każdego dnia, że naród polski, ograbiony z części swoich terytoriów i pozbawiony armii, pozwala się łupić Rosjanom i werbować Prusakom. Bez większych namietności i uczuć, wierząc, że wystarczy pić wódkę, tańczyć w łachmanach, bić się w piersi i całować ziemię, trwają Polacy w obojętności wobec sąsiadów i swoich wielkich panów¹⁴.

Z czego wynika głupota tego narodu przekazywana z pokolenia na pokolenie? Czy można ją przypisać wpływowi ustroju? W każdym innym kraju poza Polską, nawet tam, gdzie ludzie pozbawieni twórczego geniuszu obdarzeni zostali zdolnością krytycznego myślenia, odczuwania i dokonywania porównań, zadanie rządu stanowi ożywianie tych zdolności, tak aby niezawodnie przyniosły one korzyść ludowi, który z wielu rzeczy może sobie nawet nie zdawać sprawy. W Polsce jest zupełnie inaczej. Lud pozbawiony jest tam rozumu. Głupota stanowi część ich natury i została im przekazana przez przodków wraz z innymi cechami właściwymi zwierzętom. Nie można jej przezwyciężyć, a jedynie ją zmniejszyć i to w niewielkim zakresie. To wszystko, co dotąd uczyniono, nie zdołało jednak zakryć prawdziwej natury na tyle dobrze, aby nie można było dostrzec pierwotnych jej elementów i wskazać tego, co w istocie próbowano nieskutecznie ukryć poprzez nader powierzchowny polor wykształcenia i wychowania.

Aby opisać gatunek, musimy przyjrzeć się jego naturalnemu środowisku. Tylko wtedy możemy dokładnie zbadać cechy fizyczne i właściwości moralne, które wyróżniają rodzaje i gatunki. Gdy w ten sposób spojrzymy na Polaków, dostrzeżemy ożywną maszynę w ludzkiej postaci. Ze względu na ogólne zaniedbanie, bezwładność i ośpienie, które ich charakteryzują,

14 S. Kot (*Rzeczpospolita Polska*, s. 187) wskazywał, że Kermorvand swoje rozważania opierał na tekście bliskiego współpracownika Denisa Diderota, Guillaume'a Thomasa Raynala. Wedle jego słów władza w Polsce była sprawowana przez „garstkę tyranów”. Pisał: „Ustrój, który szczyci się mianem republiki, kała to imię samym swym istnieniem. W istocie stanowi bowiem alians drobnych despotów, zwróconych przeciw własnemu ludowi [...]. Polska, trzymająca swój naród w kajdanach poddaństwa, nie zasługuje na nic innego, jak tylko na ugięcie się pod jarzmem obcego ciemicy”. G.T. Raynal, *Histoire philosophique et politique des établissements et du commerce des Européens dans les deux Indes*, t. 7, ks. 19, XXV, La Haye 1774, s. 160.

wydają się mieć tylko fizyczne podobieństwo do człowieka, różniąc się od niego wszystkimi cechami, które nadają ludziom zasłużoną wyższość nad innymi gatunkami. Oprócz tej różnicy, wyprowadzonej z porównania natury Polaków, chciałbym dodać jeszcze jedną, dotyczącą ich zwyczajów.

Polak jest obuty jak koń i przewiązany przez środek ciała jak osioł; w taki właśnie sposób wiążemy do dziś udomowione małpy. Czyż nie jest to kolejny dowód na pokrewieństwo tych dwóch gatunków? Myślę, że tak. Wydaje się co najmniej prawdopodobne, że współcześni Polacy zachowali ten zwyczaj swoich małpich przodków, którzy z pewnością pielęgowali go po odzyskaniu wolności.

W 1694 roku w lasach Litwy znaleziono dziecko żyjące wśród niedźwiedzi; nie wykazywało ono, jak mówi pan de Condillac, żadnych oznak rozumu¹⁵. Chodziło na nogach i rękach. Nie mówiło w żadnym języku, wydając dźwięki, które nie przypominały ludzkich. Jest to z pewnością najnowszy i najbardziej wiarygodny przykład, który ze wszech miar dowodzi słuszności mej tezy: skoro na Litwie znalezione zostało jedno dziecko, dlaczego nie miałyby zostać odnalezione inne? Kto wie, ilu ludzi, dorosłych lub dzieci, nieznanych światu, przebywa w polskich lasach współ z niedźwiedziami? Żaden przyrodnik, lekarz czy podróżnik nie zapuścił się dotąd w polskie puszcze i leśne ostępy, by zgłębić ten temat. Nie można więc z całą pewnością stwierdzić, że ten gatunek zwierzęcia lub dzikiego człowieka nie może tam nadal istnieć.

Dziecko znalezione w 1694 roku, mające wspólne z Polakami cechy zewnętrzne i zwyczaje, uznane zostało za należące do tego samego gatunku. Różniło się właściwie tylko tym, że nie potrafiło, tak jak Polak, powtórzyć wyraźnie: *dobrodziei i padam do nóg*¹⁶. Ta różnica wszakże, jakkolwiek zasadniczą by się wydawała, nie jest w stanie obalić mego ogólnego założenia.

15 Étienne Bonnot de Condillac, młodszy brat Gabriela de Mably, jeden z głównych przedstawicieli francuskiego oświecenia, przedstawiciel sensualizmu, popularyzował poglądy fizjokratów. Na kartach *Szkiców o pochodzeniu ludzkiej wiedzy* (1746) pisał: „W lasach, przez które przebiega granica Litwy i Rosji, w 1694 roku schwytano małego chłopca, mającego około dziesięciu lat, który żył wśród niedźwiedzi. Nie wykazywał żadnych oznak rozumu, chodził na rękach i nogach, nie posługiwał się językiem, wydawał dźwięki, które w niczym nie przypominały ludzkiej mowy. Długo trwało, nim nauczył się wypowiadać kilka słów, a i tak robił to w sposób bardzo prymitywny. Gdy tylko zaczął mówić, zapytano go o wcześniejsze jego położenie; nie pamiętał jednak nic, podobnie jak i my nie pamiętamy tego, co przytrafiło się nam w kołysce”. É. Bonnot de Condillac, *Essai sur l'origine des connaissances humaines*, w: *Œuvres philosophiques*, t. 1, Paris 1798, s. 211–212.

16 W oryginale „dobrodziei et padam donag”. W przypisie autor pamfletu wyjaśniał znaczenie przywoływanych słów: „protecteur, je tombe à vos pieds”.

Każdego dnia widzimy bowiem, że przedstawiciele tego samego gatunku, czy to należące do świata zwierząt, czy ludzi, wykazują mniej lub bardziej podobne umiejętności niezależnie od tego, czy nabywają je w stanie natury i wolności, czy też dorastając w społeczeństwie. Szkoda, że nie mamy dokładniejszych i bardziej precyzyjnych środków, za pomocą których w stosunku do Polaków już na pierwszy rzut oka moglibyśmy wykryć te różnice. Muszą one bazować na wielu obserwacjach i eksperymentach przeprowadzonych w terenie i wymagają od badacza staranności, poświęcenia i cierpliwości.

Jeśli któryś z podróżujących przyrodników zechce, zachęcony moimi słowami, przedrzeć się przez litewskie lasy, posuwając się tam śladami Polaków albo nawet, wyposażony w gromadę psów myśliwskich, urządzić na nich polowanie, rokuje mu trwała i zasłużona sława. Zyska ponadto wdzięczność, jeśli zdoła pochwytać trzy lub cztery sztuki tych zwierząt i wysłać je do menażerii w Wersalu czy Londynie, a jako rekompensatę za poniesiony trud otrzyma prawo pobierania 24 soli od każdego, kto zechce je zobaczyć¹⁷.

SEJMY

Wszyscy dobrze wiedzą, że na sejmach gromadzą się przedstawiciele stanów, które tworzą lub reprezentują państwo i że do nich jedynie należy władza ustawodawcza. Wszyscy dobrze też wiedzą, że w Polsce, w tym państwie, w którym nikt nie liczy się z ludem, rzeczpospolitą tworzą król, senat i izba poselska. Nie każdy zdaje sobie wszakże sprawę z tego, co dzieje się przed, w trakcie i po zamknięciu obrad sejmowych*.

Nie wszyscy, jak myślę, widzieli Polaków, którzy rzucają się na siebie po sumie, beczeszczą świątynie i przelewają w nich krew swych braci; uciekając się do podłych środków, z pełną przewrotnością, czynią wszystko, aby uzyskać złudny zaszczyt reprezentowania swojej ziemi czy województwa na sejmie i w ten sposób otrzymać prawo do sprzedawania lub zdradzania prawdziwych interesów tejże ziemi czy województwa na jego obradach.

* Moim celem jest jedynie uzupełnienie tego, czego historycy nie powiedzieli dotąd na temat nadużyć, wad i śmieszności Polaków. W tym rozdziale, podobnie jak i w pozostałych, nie będę wyjaśniał pojęć czy terminów, nie będę przedstawiał także procedur i dotyczył innych spraw formalnych. Czytelnicy, którzy zechcą poznać historyczne szczegóły, znajdą je u wielu autorów, którzy obszernie je omówili.

17 *Sou*, dawniej sol, francuska moneta odpowiadająca dwudziestej części liwra. W niemieckim tłumaczeniu: pół talara.

To stanowi jednak główną prerogatywę tych szeregowych posłów, wybranych przez opojów, których instrukcje i pełnomocnictwa zapieczętowane są węgierskim winem.

Elekci jeszcze dobrze nie wytrzeźwieli, a już uciskają i rujną swoich chłopów, dzierżawców, dłużników i innych, nakładając na nich wszelkie możliwe obciążenia. Zastawiają lichwiarzom swe posiadłości, sprzedają ludzi; oszukują jednych, innych wprowadzają w błąd. Tak sprawnie dokonują tych nadużyć, że wkrótce dysponują już powozami, końmi, gońcami, huzaarami, hajdukami, mają tkaniny lyońskie, klejnoty, niemal urządzonego domu, a w nim przede wszystkim piwnicę. Przybywają wreszcie do Warszawy przy dźwiękach trąb, ciągnąc za sobą całe orszaki sześciokonnych powozów, wypełnionych wąsatymi małpami, które tworzą orszak i stają się doradcami jego wysokości szlachetnego pana posła.

Gdy przybędą wszyscy posłowie wraz ze swoimi orszakami, rozpoczyna się czas na wzajemne wizyty. Wszyscy knują, planując tajne konfederacje, których nieszczera gorliwość, pilnie skrywana pod płaszczem patriotyzmu, służy wyłącznie do sprzedania się jednostkom przeciwstawiającym się interesom króla i państwa.

W końcu rozpoczynają się obrady. Najpierw jest wiele przemówień, przedstawianych jest wiele projektów. Wszystkie one podszyte są ambicjami i dyktowane prywatnym interesem. Ponieważ te dwie motywacje są powszechne, te same propozycje krytykowane są i obalane przez inne osoby lub przeciwną partię. Nadchodzi koniec sesji i trwa to aż do czasu, gdy nadchodzi koniec obrad i całe potomstwo Solona rozchodzi się, pozostawiając krwawiące rany Rzeczypospolitej bez opatrunku.

Czyż nie jest to w istocie zabawne, że zgromadzenie, którego członkowie twierdzą, że pragną dobra państwa, z powodu nieustępliwości, sprzeczności nie jest w stanie nic zrobić na jego rzecz? Dzieje się tak na skutek trwania przy jednej z ustrojowych potworności, która zrodziła się w Polsce. Wołała ona widzieć jednomyślną zgodę posłów od większości głosów, wierząc, że wszyscy rozumieją, co jest dobre i tylko tego będą chcieli. Rzecz to niemożliwa do zrealizowania, w Polsce tym bardziej niż gdziekolwiek indziej.

Widziałem wiele sejmów w Polsce. Zgromadzenia te były o wiele bardziej burzliwe niż nawet gwałtowne spory w karczmach. Bez poszanowania króla, innych stanów i samych siebie, kłócili się, nie mogąc osiągnąć porozumienia. Krzyczeli, przeklinali, łajali się nawzajem, niekiedy nawet bili się ze sobą; wszystko po to, by przeszkodzić przeciwnikowi i zwrócić uwagę na siebie. Od dłuższego czasu zresztą sejmy uchwalają lub zatwierdzają tylko

te prawa, które wcześniej siłą swoich bagnietów nakazuje wprowadzić Rosja. Projekty, które dotyczą ustroju Rzeczypospolitej, propozycje reform i ulepszeń odraczane są zawsze do kolejnego sejmiku i nigdy nie zostają uchwalone. Ta bezczynność w obliczu trudnego położenia Polski przypomina konsylium zebrane u wezglowia chorego. Lekarze w czarnych togach i staroświeckich perukach na głowie zajęci są niekończącymi się dyskusjami i sporami oraz przywoływaniem autorytetów, podczas gdy pacjent umiera z braku lekarstw lub dawkowania mu niewłaściwych środków. Biedna Polsko, wiedz, że podzielisz ten sam los, jeśli nie przegonisz tych szarlatanów.

Ci posłowie, czy raczej ci nędzni kuglarze, opuszczają stolicę niemal natychmiast po zakończeniu sejmiku. Sprzedają swoje powozy, meble, garderobę, liberie, klejnoty itd. Gdy ich odprawieni ze służby ludzie żądają jałmużny, pan poseł w starym powozie uciekać musi przed tłumem wierzących kilka mil dalej. Tam znajduje on swoich chłopów i konie. Zaprzęga jednych i drugich i upokorzony udaje się do swojego zamku lub chaty. Tam, nie mając już nic poza nadzieją na przyszłą wielkość, najwyższy i bardzo potężny pan z drewnianą łyżką w dłoni zadowolić się musi kaszą, grochem i kapustą. Prowadzi takie życie do czasu, aż zbawienny i oszczędny ustrój zapewni mu nowe zasoby; wówczas z nowym szykiem powróci do wystawnego życia.

PRAWA

Wszystkie dobrze urządzone państwa uznają ogólne prawa, wspólne dla cywilizowanych narodów, które znaleźć można w różnych kodeksach; jedynie Polska nie uczestniczy w tej wspólnotce. Nie przyjęła ona praw innych poza własnymi, pozostając przy swoich zwyczajach. Jej sądy, którym przewodniczą zwaśnieni ze sobą zawistnicy, pomnażają tylko spory, co największą szkodę przynosi jednostkom, a zwłaszcza obcokrajowcom przyjeżdżającym do Polski z nadzieją na odnalezienie tu sprawiedliwości. Zwykle przybywają oni do Warszawy, aby na miejscu ścigać swoich dłużników oraz odzyskać powierzony im kapitał i niemal zawsze padają ofiarą swojej naiwności i dobroduszości. Mogą być szczęśliwi, jeśli jedynym kłopotem, który zrodzi ta nieszczęśliwa wyprawa, będzie pokrycie kosztów podróży. Na potwierdzenie tej prawdy podać mógłbym tutaj setki, a nawet tysiące przykładów.

Poznałem między innymi kupca, który, licząc na odzyskanie sum pożyczonych wielkim panom i otrzymanie zapłaty od swoich kontrahentów, przyjechał do Warszawy z Paryża. Choć miał rachunki i weksle, gdy tylko przedstawił swoje żądanie, został aresztowany. Uratował swoją wolność, ale

okupić ją musiał majątkowym poręczeniem. Sprawa jego była jasna. Wystarczyłaby godzina, aby ją zbadać i wydać wyrok. Tymczasem cudzoziemiec ten przebywa już w Polsce od trzech lat: nie tylko nie odzyskał żadnych środków, ale uwikłany w procesy wciąż bronić musi swojego dobrego mienia. Czy odzyska należności? Nie sędzę. Jednak nawet gdyby miało to nastąpić, wydatki na podróż, koszty pobytu na miejscu, sumy przeznaczone na łapówki, połączone z nieprzyjemnościami, których doświadczył, sprawią, że zapłaci bardzo wysoką cenę za zwrot środków, które z biegiem czasu i okoliczności zmniejszą się do bardzo niewielkiej sumy.

Inny uczciwy człowiek, także cudzoziemiec, otoczony rodziną i przyjaciółmi wiódł w swojej ojczyźnie spokojny żywot. Pewnego razu zupełnie przypadkowo spotkał wielkiego pana, odznaczonego orderami polskiego ministra, który w imieniu króla pożyczył od niego sumę w dukatach. Nasz człowiek przekazał sumę, otrzymując od wielkiego pana weksel, a wraz z nim wszelkie możliwe oferty pomocy i zapewnienia o przyjaźni. Czas mijał, a pożyczkodawca, podobnie jak moja siostra Anna, nie mógł doczekać się zwrotu. Gdy pisał do dłużnika, ten zawsze mu odpowiadał, aż w końcu namówił go, aby ten przyjechał i na miejscu odebrał swoje pieniądze.

Wraz z żoną wyruszył z Amsterdamu i dotarł do Gdańska. Debitor przyrzekł wysłać po niego powóz, konie i służbę. Na miejscu nie znalazł nic z tych rzeczy. Gdy napisał ponownie, nieuczciwy kontrahent zorientował się, że pożyczkodawca staje się coraz bardziej zdeterminowany i przestał mu odpowiadać. Składał obietnice, ponieważ zakładał, że nie będzie musiał ich dotrzymać. Zmęczony ośmiomiesięcznym oczekiwaniem wyruszył do Warszawy, gdzie wszakże nie znalazł sprawiedliwości. W pościgu za swoim dłużnikiem zmuszony był udać się na Litwę. Nie wiem, czy w końcu otrzymał należne mu środki, założyłbym jednak, iż tak się nie stało. Ale nawet gdyby miało to miejsce, uwzględnić winniśmy w refleksji nad całą sprawą wydatki, które poniósł i szkany, które musiał znieść.

Hrabia de ***, kierując się przyjaźnią, zobowiązał się sprawować opiekę nad jednym z młodych polskich książąt pobierających edukację w Paryżu. Przez kilka lat sam nawet wykładał pieniądze na koszty jego wykształcenia. Gdy młody książę zakończył naukę, jego wuj wezwał go do powrotu i poprosił hrabiego, aby towarzyszył mu w podróży. Hrabia i młody książę przybyli do Warszawy, a hrabia przedstawił rachunki potwierdzające poniesione wydatki. Został obsypany wyrazami przyjaźni, lecz zamiast zwrotu poniesionych kosztów otrzymał weksel, który zrealizować miał u pierwszego bankiera Warszawy. Młody książę i jego drogi wuj opuścili miasto jeszcze tego

samego dnia. Gdy hrabia udał się do bankiera, dowiedział się, że na koncie księcia nie ma żadnych funduszy. Usłyszał ponadto, że Jego Wysokość przejadł z góry dochody z kolejnych czterdziestu lat. Niegodziwy plan księcia nie powiódł się. Hrabia, choć nie w pełni, został ostatecznie sponaiony. Doprowadzenie sprawy do końca kosztowało go jednak wiele trudów.

Greki, który posiadał niezbędne pozwolenia na handel końmi i bydłem, na publicznej drodze okradziony został ze wszystkich zwierząt przez polskiego księcia. Udał się on do Warszawy, domagał się sprawiedliwości przed wszystkimi trybunałami, składał petycję na każdym sejmie. Nie otrzymał wszakże sprawiedliwości. Nigdy jej nie zazna i pozostanie na zawsze w ruinie.

Pewien polski hrabia, właściciel małego miasteczka, w którym mieszkało wielu Żydów, znalazłszy się w finansowych tarapatach, postanowił się z nich wydostać za pomocą fortelu. Opłacony przez niego człowiek oskarżył najbogatszego Żyda o intymne kontakty z własną córką. W czasie procesu hrabia, kierując się cnotą umiarkowania, skazał poddanego na spalenie żywcem¹⁸. Żyd, nieskory do męczeńskiej śmierci, zaproponował wykupienie. Hrabia, który początkowo odmówił, ostatecznie zgodził się na rozpoczęcie pertraktacji, w czasie których umówili się na kwotę 3000 dukatów (ponad 30 tys. franków). Żyd dał 2840, co stanowiło cały jego majątek. Hrabia, przeliczywszy pieniądze, rozkazał zapalić stos. „Biada mi!” – zakrzyknął Żyd. Zrozpaczony, błagał o pomoc swoich braci, którzy dla ratowania honoru synagogi zrzucili się i przynieśli hrabiemu brakujące 160 dukatów, wykupując biednego Izraelitę z płomieni. Biedak, który nie popełnił kazirodztwa ani żadnego innego cudzołóstwa, miał paść ofiarą chciwości hrabiego P***. Niech imię jego i wielkie czyny błogosławione będą na wieki!

Cudzoziemcy, którzy nie znają polskiego prawa i nie wiedzą, jakie kroki muszą podjąć, aby uzyskać sprawiedliwość, codziennie stają się ofiarami swych własnych błędnych wyobrażeń o Polakach i ich dobroduszości. Nie wiedzą oni, że nawet miejscowi nie mogą zmusić swoich dłużników do spłaty zobowiązania, zwłaszcza jeśli ci uzyskali krzesło w senacie. Owszem, wierzyciel ma prawo zatrzymać powóz pana senatora, ale jeśli ten zdecyduje się wrócić do swojego majątku, uzbroić chłopów i się zabarykadować, ten pierwszy nie ma już żadnych środków, aby coś wskórać, chyba że zdoła przeciwstawić mu więcej chłopów i siłą zmusić do kapitulacji. Ponieważ jednak

18 Wydaje się to mało prawdopodobne. W celu uzyskania korzyści finansowych członków społeczności żydowskiej oskarżano o mord rytualny. W kontekście wykroczeń przeciwko moralności kara spalenia na stosie przewidziana była dla osób, które dopuściły się sodomii.

metody te są niedostępne dla cudzoziemców, powinni oni wystrzegać się interesów z polskimi senatorami.

Cudzoziemiec, który zawiera z Polakiem umowę lub podejmuje współpracę, czuje się pewnie, trzymając w ręku prawidłowo podpisany i oblatowany w grodzie kontrakt¹⁹. W każdym innym kraju umowa taka jest świętością, której wszyscy przestrzegają. W Polsce jest to jedynie przynęta i pułapka na głupców, która staje się całkowicie bezużyteczna w przypadku procesu. Niemal zawsze dzieje się tak, że zmęczony i zniechęcony złym traktowaniem cudzoziemiec sam prosi o unieważnienie umowy, która miała stanowić gwarancję jego bezpieczeństwa. Ostatecznie pada ofiarą nie tylko kontrahenta, ale i swojej łatwowierności.

O wy wszyscy, moi rodacy i bracia! Wy, którzy jak ja, na własnej skórze poznaliście naturę Polaków! Złączmy nasze głosy, aby obnażyć podłość i obłudę tego małego narodu! Powtarzajmy tę prawdę na każdym kroku i przekonajmy naszych braci, że Polak to człowiek bez czci i wiary; że słowo Kałmuka warte jest sto razy więcej niż wszystkie umowy z Polakami, choćby opatrzone pieczęcią.

WARSZAWA

Warszawa, siedziba królów Polski i stolica tego nieszczęsnego królestwa, jest moim zdaniem miastem ponurym, brzydkim i odrażającym. Jest źle zabudowana i nie posiada żadnych godnych uwagi budynków. Zobaczyć można jedynie pałace; niegodne wprowadzić tego miana, dokładnie za to odzwierciedlające potrzeby ich właścicieli. Ulice, choć są dość szerokie, źle zostały wytyczone. Są w istocie jedną wielką kałużą, którą przemierzyć da się tylko wozem. Są źle wybrukowane, nie mają odpływu, wskutek czego woda nie spływa i zalega na ulicy, piesi zaś brodzić muszą po kolanach w błocie. Ponieważ ulice niemal nigdy nie są sprzątane, problem ten utrzymuje się przez całą jesień, część zimy i całą wiosnę. Latem błoto wysycha od ciepła lub wiatru, wtedy jednak wszędzie unosi się oślepiający kurz. Wieczorem miasto nie jest oświetlone, co sprawia, że wędrownicy po nim są niebezpieczni. Nierzadko widać atakowanych i ograbianych ludzi; policja nie zapewnia odpowiedniej ochrony, mieszkańcy sami więc muszą dbać o bezpieczeństwo.

¹⁹ W nowożytnej Polsce nie rozwinął się notariat publiczny. Treść umów, podobnie jak innych niespornych oświadczeń, wpisywano do ksiąg prowadzonych przez kancelarię królewską (Metryka Koronna, Metryka Litewska), urzędy starościńskie (księgi grodzkie) oraz do ksiąg ziemskich znajdujących się pod pieczęcią szlacheckich sądów ziemskich.

W Warszawie nie znajdzie się żadnych udogodnień: to miasto, które Polacy uważają za swój Paryż, pozbawione jest zajazdów. Cudzoziemiec, poszukując zakwaterowania, polegać musi na przypadku. Nie ma tu ani jednej kawiarni czy gospody, w której można by się spotkać. Życie jest tam bardzo drogie, za pieniądze nie można uzyskać ani wygód, ani przyjemności, z których powszechnie korzystają wszystkie pracowite i towarzyskie narody.

Okolice Warszawy są równie odrażające, a krajobraz nieurozmaicony. Niezależnie od tego, w którą stronę wyjdzie się z miasta, przemierzać trzeba bezludne piaszczyste równiny, by dotrzeć w końcu do marnego zajazdu, w którym będzie można znaleźć zaledwie kiepską kawę. Po jej wypiciu wraca się do miasta lub idzie na komedię, potem zaś kładzie się spać. Oto w skrócie opis Warszawy, która jest niczym innym, jak tylko współczesną Sodomą, siedliskiem awanturników i stolicą wszelkiego występku.

WOJSKO

Większość polskiej szlachty poświęca się fachowi wojennemu, interesują ją jednak wyłącznie szarża, mundur i wszelkie ozdoby: akselbanty i temblaki²⁰. Z rejestrów kancelarii wynika, że w Polsce jest obecnie ponad 20 000 żołnierzy autoramentu polskiego lub cudzoziemskiego (nie liczę tych, którzy otrzymanych patentów nie zgłosili). Gdy przyjrzymy się różnorodności mundurów, skłonni będziemy pomyśleć, że armia polska liczy co najmniej 200 000 mężczyzn. W rzeczywistości kontyngent ustalono na 30 000 żołnierzy²¹. Tych 30 000 żołnierzy tworzy 1000 różnych korpusów lub regimentów, z których jedne liczą 15, 40 czy 50 ludzi, inne mają z kolei wyłącznie oficerów, bez żołnierzy. Stąd w ich umundurowaniu takie bogactwo kolorów.

Nikogo nie zaskoczy tak wielka liczba polskich oficerów, gdy weźmie się pod uwagę, że generałowie i wszyscy dowódcy regimentów jeszcze dwa lata temu mieli prawo mianować na własną rękę chorążych, poruczników i kapitanów oraz wystawiać im piękne patenty podpisane i opieczętowane tylko

20 *Akselbant* (z niem. Achselband), srebrne lub złote sznury noszone na prawym ramieniu przez oficerów. *Temblak* (z tur. temlik), pętla z rzemienia lub taśmy zakładana na kabłąk lub rękojeść broni siecznej bądź przymocowana do lancy.

21 Etat armii przez dekady ograniczały postanowienia Sejmu Niemego (1717), zgodnie z którymi wojsko miało liczyć 24 000 żołnierzy (18 000 w Królestwie Polskim i 6000 w Wielkim Księstwie Litewskim). W rzeczywistości polski kontyngent liczył około 5000 osób. W 1775 roku sejm zdecydował o zwiększeniu liczebności armii do 30 000, jednak w 1785 roku w wojsku służyło jedynie 10 335 piechurów i 8200 kawalerzystów.

przez siebie. Była to powszechna praktyka, za pomocą której płacili swoim lokajom i służącym. Proceder ten jest dziś nieco rzadszy, ale wciąż ma miejsce. Co więcej, odkąd handel szarżami oficerskimi stał się przedmiotem zainteresowania króla i jego faworytów, na ich uzyskanie wyłożyć trzeba o wiele większe środki.

W Polsce wszyscy wielcy panowie są oficerami, a mimo to – podobnie jak w innych krajach – wojsko znajduje się w pogardzie. Choć mundur noszą król, książęta i cała szlachta, stanowi on symbol hańby. Mają go bowiem także ci, którzy nie są w stanie nosić go z honorem. Czy uznanie wzbudzić mogą oficerowie pozbawieni honoru i umiejętności, którzy potrafią jedynie obracać różną, czesać się grzebieniem, czyścić buty i trzymać strzemień? Mogą być tylko pogardzani przez społeczeństwo, bardziej uczciwych dowódców i swoich kolegów wojskowych oraz obcokrajowców, których ich postawa zawstydzają. Rodzi to tyranie: dowódcy, widząc w podwładnych jedynie hordy niewolników, nie potrafią robić niczego poza wydawaniem rozkazów, oczekując przy tym ślepego posłuszeństwa. Dowódca bez powodu wydaląć może ze swojego oddziału oficera. Ten poddaje mu się bez słowa sprzeciwu, gdy tylko otrzyma dwadzieścia lub trzydzieści dukatów odszkodowania i pozwolenie na zachowanie munduru. Przenosi się do kolejnego regimentu, służąc schlebiamu nowemu panu, otrzymuje inne stanowisko i piastuje je tak długo, dopóki nie zostanie zeń zwolniony. Tak wygląda tu korpus oficerski: i to dlatego podpułkownik, który z armii polskiej przechodził na służbę pruską czy nawet rosyjską liczyć mógł jedynie na szarżę podporucznika. Wiele było takich wypadków, także w czasie niedawnej wojny.

Powiedziałem, że stopnie wojskowe nie mają w Polsce żadnej wartości i rozdawane są bez umiaru. Chętnie przyznam, że myliłem się, jeśli ktoś zdoła udowodnić, iż nieprawdą jest, że pan ***, dawniej goniec hrabiego ***, jest obecnie pułkownikiem dowodzącym drugim co do wielkości regimentem w Rzeczypospolitej; że pan pułkownik *** był kucharzem u hrabiego ***; że pan pułkownik i generał adiutant *** był stajennym; że pan pułkownik *** był aktorem; że pan podpułkownik *** i pan major *** byli lokajami, żeby ograniczyć się tylko do kilku tych przykładów. Oświadczę, że nie miałem racji, jeśli ktoś dowiedzie, że pewien guwerner, zauważywszy, iż wszyscy noszą mundury, nie poprosił o pozwolenie na jego noszenie, aby zaoszczędzić na kupnie cywilnych ubrań i że w odpowiedzi na tę prośbę następnego dnia nie otrzymał nominacji na podpułkownika.

Niech ostatecznym dowodem w tej sprawie będzie odpowiedź pana ***, polskiego aktora, który w czasie rozmowy prowadzonej przy kominku ze

swoimi możliwymi protektorami, oświadczył: „Nie, panowie, nie mogę tu dłużej zostać, doświadczyłem już zbyt wielu nieprzyjemności. Gdy raz jeszcze ktoś sprawi mi przykrość, przysięgam, że odejdę i zostanę oficerem”. Słowa aktora, wypowiedziane z pewną dozą egzaltacji, potwierdzają, że mundur oficerski w Polsce, mimo pozorów prestiżu, w rzeczywistości nie ma żadnej wartości.

Sprawy wojskowe są w Polsce całkowicie zaniedbane. Nie ma żadnego rozporządzenia, które w sposób jasny i precyzyjny określałoby ustawienie, organizację jednostek, ich manewry i ćwiczenia, dyscyplinę czy umundurowanie. Większość oficerów nie ma za sobą wojskowego doświadczenia ani pojęcia o służbie. Żołnierze to w istocie tylko przebrani chłopci. Tworzą oni oddziały, które poruszają się bez porządku i ładu. Jeśli polska kawaleria i lekka jazda wciąż uchodzą za dobre, to tylko dlatego, że cieszą się dawną sławą. Utrzymuje się ona, służąc jako pożywka dla opowieści, którymi babcie kołyszą do snu swoje wnuki.

Tajemnica sukcesów polskich oddziałów lekkiej jazdy opiera się na sile ich koni. Walczą jak Tatarzy. I tylko im Polacy potrafiliby się oprzeć, mimo że tamci zdobyli wielką biegłość w posługiwaniu się szablą. Gdyby polska armia była silniejsza, a dowódcy i cały naród wykazali więcej siły ducha, to czyż pozwoliliby sobie na podporządkowanie garstce Rosjan, którzy zniewoliwszy ich, do dzisiaj dyktują im prawa.

W Polsce istnieje bardzo wiele różnych tytułów, które są niezwykle zróżnicowane i rozbudowane. Można nie znać nazwisk osób, które się widzi lub z którymi ma się do czynienia, nie można jednak pominąć tytułów odpowiadających ich urzędowi i godnościom. Wyrazem szlachetnej uprzejmości jest używanie tytułów wyższych niż te, które rozmówca faktycznie posiada, zwłaszcza wobec wojskowych. Kobiety, jak u Niemców, mają prawo do tytułów swoich mężów, i w związku z tym należy mówić: pani chorążyna, pani kapralowa, pani sekretarzowa, pani bibliotekarzowa, pani bębniarzowa itp.

Tytuły urzędów cywilnych są jeszcze bardziej rozbudowane niż w przypadku szarż wojskowych: wszystkie urzędy koronne mają swoje odpowiedniki na Litwie, a także w każdym powiecie królestwa. Ich mieszkańcy są bowiem przekonani, że mają specjalne prawo do mianowania własnych urzędników, którzy służyć będą królowi, gdy ten podróżować będzie przez ich teren lub na nim przebywać²². Można sobie wyobrazić, jak wielu jest tam giermków,

22 Urzędy ziemskie wywodziły się z dawnych urzędów książęcych, ustanowionych w okresie rozbięcia dzielnicowego. Dzieliły się na dygnitarskie (łac. *dignitates*), obejmujące

sekretarzy i lokajów, mężczyzn i kobiet, którzy aż klębią się, aby z należnym szacunkiem służyć Jego Królewskiej Mości.

Nie ma w Polsce tytułów, które dziedziczone byłyby z pokolenia na pokolenie. Całe społeczeństwo dzieli się na dwie główne grupy: szlachtę i niewolników. Wszyscy książęta i niezliczeni hrabiowie są jedynie osobami prywatnymi; Rzeczpospolita przyzna im bowiem jedynie tytuły związane z pełnionymi urzędami lub zajmowanymi stanowiskami. Prawda, są cztery rodziny książęce i jedna hrabiowska na Litwie, ale tytuły ich nie są uznawane w Koronie²³. Z pozostałych osób tytułujących się książętami lub hrabiami, niektórzy otrzymali swoje tytuły od cesarza lub nabyli je za pieniądze; inni przyjęli je zuchwale, nie mając do nich wszakże żadnych praw.

SPOŁECZEŃSTWO

Celem społeczeństwa jest łączenie ludzi, czynienie ich bardziej uprzejmymi i mniej skłonnymi do konfliktów, łagodzenie obyczajów, uśmierzanie cierpień i przyczynianie się do szczęścia, które owocuje wielorakimi korzyściami i satysfakcją. Żyjąc w społeczeństwie, możemy się komunikować i przeżywać radości. Jednak w Polsce to właśnie społeczeństwo sprawia, że ludzie są nieszczęśliwi. Gdy znajdziesz się w towarzystwie Polaków i przyjrzyś się ich twarzom, zobaczysz tylko nudę, fałszywe poczucie własnej wielkości oraz pozorne przyjemności. Z klapkami na oczach, które wciąż jeszcze przesłaniają im światło prawdy, są oni w stanie gonić jedynie za błahymi rozrywkami.

Wielcy, zawsze zajęci sobą, swoimi zaszczytami i pozycją, troszczą się wyłącznie o to, by zachować swoją wielkość. Uważają, że poniżyliby się, zrównując z tymi, którzy nie mają trzech lub czterech orderów i dwudziestu lub sześćdziesięciu tysięcy dukatów rocznego dochodu. Wolą przebywać w swoim wyłącznie pańskim towarzystwie, unikając osób oświeconych, które mo-

urząd wojewody, kasztelana, podkomorzego i sędziego ziemskiego oraz *officia*: stolnika, podstolego, cześnika, podczaszego, łowczego, miecznika, chorążego i wojskiego. Porządek starszeństwa tych urzędów został określony w konstytucji z 1611 roku.

- 23 W epoce staropolskiej szlachta cieszyła się pełną równością. Po unii lubelskiej uznane zostały jedynie tytuły książęce potomków dynastii jagiellońskiej. Godności nadane przez cesarza i papieża w drodze wyjątku były akceptowane przez sejm, który pod koniec XVIII wieku sam zaczął przyznawać tytuły (np. bracia króla Stanisława Augusta zostali wyniesieni do godności książęcej). Tytuł książęcy przysługiwał także biskupowi krakowskiemu z racji posiadania księstwa siewierskiego oraz biskupowi warmińskiemu ze względu na panowanie nad księstwem sambijskim.

głby im pokazać, jak czerpać prawdziwą radość z życia. Są przywiązani do swojej pozycji, która pozwala im cieszyć się zaszczytami. Jak osioł obładowany relikwiami, nie zdają sobie sprawy, że szacunek, jaki jest im okazywany, wynika raczej z ich tytułów niż z ich cech osobistych.

Wielcy w swoim otoczeniu tolerują zwykłych ludzi, potrzebują bowiem niewolników, pochlebców i służalców. Wszyscy, którzy nie posiadają tych cech, są wykluczani z towarzystwa i pozostawieni samym sobie oraz bezczynności. Polacy czasami otwierają swe środowiska dla cudzoziemców. Ci, którzy uzyskują ten przywilej, na początku przeżywają świetlane chwile, stając się obiektem przychylności, ale rychło potem obojętności lub pogardy. Polak z natury jest bowiem fałszywy, lekkomyślny, niestały i niekonsekwentny. Każdy obcokrajowiec, który nieźle się prezentuje, ma choć trochę wdzięku i posiada ogólne obycie, może liczyć na to, że na początku zyska przyjaźń towarzystwa, zajmie honorowe miejsce w powozie księcia lub wojewody, powitany zostanie z przesadnym podziwem i uznaniem. Polacy wyolbrzymią jego zalety, widząc w nim niemal ideał. Biedny cudzoziemiec, nawet jeśli faktycznie nie zasługuje na szacunek, otrzymuje wiele względów i cieszy się wielką, dziwiącą go popularnością. Nigdy nie jest jednak w stanie jej utrzymać. Zadośćuczynienie wygórowanym oczekiwaniom jest niemożliwe. W efekcie przestając być bogiem, w oczach towarzystwa staje się szybko, nawet gdyby był Voltaire’em, głupcem i prostakiem, którego się unika, poniża. Ostatecznie musi się temu przeciwstawić, uciekając przed nieprzyjemnościami, jakie mu zgotowano. Jest zastępowany przez innych cudzoziemców, którzy przechodzą tę samą drogę: od początkowych zachwyty aż po upadek.

Polaka przez całe życie zajmują jedynie codzienne zajęcia. Jeśli należy do niższej klasy, próbuje przykuć uwagę i zdobyć względy panów lub protektorów, ledwo uzyskując ich spojrzenie. Zajmuje się więc paleniem lub dla rozrywki pije piwo. Jeśli jest z wyższej klasy, wybiera się na przejażdżki powozem po ulicach Warszawy; codziennie odwiedza teatr, aby wszystkim pokazać swoją kochankę lub oddawać się ziewaniu na polskich, niemieckich czy francuskich komediach lub włoskich operach. Potem idzie do na kolację do miejsca, w którym zazwyczaj się jada; przez większość zaś nocy gra, po czym kładzie się spać, gdy straci część swojej fortuny, zostanie oszukany lub sam kogoś oszuka. Młodzi panowie weselą się nieco intensywniej – prawie nigdy nie kładą się spać, zanim nie upiją się winem węgierskim w towarzystwie młodych kobiet, nie połamią rąk lub nóg, co uważają za rozrywkę, lub zanim nie potłuką kilku szyb, w czym widzą prostą i nieskomplikowaną zabawę.

Oto, czym w Polsce jest tak zwane towarzystwo; etykieta i wzajemne względy należne rangom i stopniom niweczą przyjemność. Jedyną formą rozrywki, jak już wspomniałem, pozostaje hazard, poza nim nie ma nic. W samej Warszawie nie uświadczą się właściwej socjety; nawet mieszczaństwo i kupcy o tym zapominają. Podobnie jak inne grupy społeczne, kierują się dumą, która zachęca ich do dążenia do luksusu, temu zaś towarzyszy..., ech, szkoda powtarzać.

KOBIETY

Kobiety w Polsce są na ogół piękne, nie posiadają wszakże cech, które szczególnie by je wyróżniały lub przyciągały uwagę. Uroda ich nie zachwyca. Gdy się je widzi, powiedzieć można: są ładne. Większość z nich ma jasne włosy, delikatną cerę i zgrabną sylwetkę. Podobnie jak mężczyźni są jednak nieproporcjonalnie zbudowane: bardzo rzadko spotyka się kobiety z ładnymi dłońmi i stopami. Powiedzieć za to trzeba, że potrafią ubierać się gustownie i ze smakiem.

Chociaż poznałem charakter polskich kobiet, niewiele mogę wciąż powiedzieć o ich temperamencie. Będąc człowiekiem nieobdarzonym urodą, niskiego wzrostu i słabego zdrowia, nie przeżyłem w Warszawie ani jednej wspaniałej przygody. Gdybym mógł jednak zaufać opowieściom przystojnych panów, którzy bliżej poznali sekrety polskiej alkowy, oraz polegać na doświadczeniach, które zdobyłem w kontaktach ze zwykłymi ludźmi, muszę stwierdzić, że Polki w miłosnych uniesieniach pozostają wyjątkowo chłodne. Nawet gdy odczuwają przyjemność, wyrażają ją tak słabo, że sprawiają wrażenie zupełnie nieczułych i mało zdolnych do miłosnych uniesień. Moje obserwacje wydają się tym bardziej uzasadnione, że widziałem w Warszawie wiele cudzoziemskich kobiet, do których Polacy udają się, aby odpocząć po bezowocnych próbach (jak sami mówią) wzbudzenia u swoich żon większej pasji.

Zadaję sobie wszakże następujące pytanie: jeśli te kobiety rzeczywiście miałyby być tak chłodne, dlaczego miałyby tylu kochanków, których poszukują z zapałem i których mnożą bez dyskrecji? Czy ich intrygi są wynikiem libertynizmu, nawyku czy skutkiem naśladowania innych? A może klimat wpływa na ich temperament i zmienia sposób jego wyrażania? To jest właśnie trudność. Niech rozwiąże ją ten, kto potrafi.

Polskie kobiety cieszą się znaczną swobodą. Ponieważ ich mężowie nigdy nie są zazdrośni, mają one liczne romanse, wobec których mężowie niemal

zawsze zachowują obojętność. Co więcej, sami niekiedy je inicjują i czerpią z nich przyjemność. Patrzą bez niechęci, gdy romanse ich żon wychodzą na światło dzienne, stają się przedmiotem rozmów i dyskusji, a one otwarcie pokazują swoich kochanków. Wspólne doświadczenie wstydu i przynależność do tego samego stanu sprawiają, że nikt nie może być bardziej zawstydzany niż inni, co skutecznie ucisza wszelką krytykę.

Niedawno, kiedy pewien książę spędzał część lata u swojej krewnej, także księżnej, razem z jedną z dziewczyn, które utrzymuje, przypadek sprawił, że odwiedził ich generał-major z Korpusu Kadetów. Generał ten, zrozumiawszy zazwyczaj i przekonany, że żadna kobieta nie może i nie zdoła mu się oprzeć, zaproponował pannie J***, aby spędziła z nim noc. J***, którą nowa pozycja uczyniła mniej dostępną i droższą, odpowiedziała, że z szacunku dla jego zasług przyjmie propozycję i ulegnie jego zalotom, gdy tylko otrzyma skromną sumę 50 dukatów. „Ach?! – wykrzyknął generał. – J*** tak bardzo mnie ceni, że oczekuje tylko 50 dukatów! Na Boga! Musi mieć o mnie bardzo wysokie mniemanie!” Aby potwierdzić to wrażenie, przejrzał się w lustrze i wykonał taneczny skok, krzyżując w powietrzu nogi (co jest jego codziennym porannym zajęciem), po czym wręczył dziewczynie sumę. J*** udawała więc chorą, pozostając w pokoju, w nocy wprowadziła zaś doń generała. Książę, który wcześniej podał J. herbatę, przyszedł dowiedzieć się, jak się czuje. J***, zajęta już generałem, pospiesznie ukrytym pod łóżkiem, zapomniała wspomnieć, że jest chora. Książę, myśląc, że czuje się lepiej (chwaląc się, że w wieku 57 lat nadal potrafi po siedmiokroć zabiegać o kobiecie wdzięki), położył się obok niej i nauczył generała, jak być bardziej energicznym, aby lepiej wykorzystać chwilę. J***, sądząc po zachowaniu księcia, że pozostanie do rana, i obawiając się, że jej milczenie pogorszy tylko sprawę, przyznała się księciu do swojego błędu, ale przysięgła, że generał niczego nie zdążył zrobić. Książę się roześmiał i powiedział generałowi, który cicho uciekał na czworakach: „Żegnaj więc, generale, przynajmniej bez urazy”.

Obojętność, z jaką książę patrzył na zdradę J***, podobna jest zupełnie do spokoju, z jakim wszyscy Polacy obserwują, jak ich żony lub kochanki trafiają w ramiona innych mężczyzn. Znam księcia niskiego wzrostu, który wszem i wobec powtarza, że dzieci, które wychowuje, nie są jego. Ten biedny książę nie zdaje sobie sprawy, że swoją szczerością nie tylko ujawnia, iż nie przejmuje się zdradą, ale także nieświadomie komplementuje gust uroczej połowicy.

Romanse polskich kobiet nie stanowią nic nadzwyczajnego. Łatwo je nawiązać, ale jeśli nie jest się człowiekiem bardzo bogatym, odgrywać można

jedynie rolę bawidamka. Z wyjątkiem trzech kobiet z wyższych sfer, które dobrze płacą, pozostałe same żądają wysokich opłat. Na uczuciach ich nie można polegać, ponieważ wybierają mężczyzn nie z powodu miłości, ale ze względu na swoje materialne potrzeby i próżność, myśląc wyłącznie o korzyściach, jakie mogą uzyskać.

Znam młodego, bogatego mężczyznę, który krótko po wejściu na salony został oczarowany wdziękami żony pewnego dostojnika posiadającego aż trzy order. Gdy poniósł już spore koszty, pani*** uznała, że wystarczająco drogo sprzedaje swoją przychylność i zgodziła się na romans. Ten oddał się przyjemności z całą pasją swojego wieku, ciesząc się chwilą bez obaw. Niedługo potem, zdziwiony jego nieobecnością, odwiedziłem go i dowiedziałem się, że jest chory. Zastałem go w łóżku, zalanego potem, co mnie przeraziło. „Co ci dolega, mój drogi hrabio?” zapytałem. „Ach, mój drogi przyjacielu – odpowiedział – widzisz te opary rtęci²⁴; same za siebie one mówią o moim stanie i nieszczęściach. Wielcy bogowie! – kontynuował. – Czy mogłem przewidzieć, że tak szlachetna kobieta mogłaby mnie kiedykolwiek oszukać! Myślałem, że jest równie niewinna jak Eulalia!²⁵ Dzieliłem z nią te uniesienia z rozkoszą, nie przewidując niestety, że przyniosą one do mego ciała nieczystą substancję, jaką Dawid otrzymał od Abigail!”²⁶ „Przestań – powiedziałem – być może popełniasz błąd; jeśli miałeś do czynienia z innymi kobietami, nie możesz z pewnością powiedzieć, od której z nich ta rzecz pochodzi...” „Och, wiem – odpowiedział – zawdzięczam to tylko pani ***”. Rzeczywiście, był tak zakochany, że nie byłby skłonny szukać przyjemności gdzie indziej.

Inną dolegliwością, jeszcze bardziej powszechną wśród polskich kobiet, są „białe upławy”, które mają prawie wszystkie. Pewnego dnia bardzo sza-

24 Związki rtęci wykorzystywano do leczenia syfilisu. Miejsca zmienione chorobowo nacierano maścią rtęciową, stosowano również fumigacje. Szczególnie niebezpieczeństwo dla zdrowia stanowiło wdychanie oparów rtęciowych. Syfilis określany był w różnych językach europejskich jako choroba neapolitańska, włoska, francuska, hiszpańska, kastylijska, angielska, szkocka lub polska, w zależności od tego, z którego kraju przypuszczalnie została wprowadzona do danego obszaru językowego.

25 Eulalia z Méridy (ok. 290–304), dziewica i męczennica, zginęła w czasie prześladowań za panowania cesarza Dioklecjana.

26 W psalmie 38 Dawid opisuje cuchnące rany i przeszywające bóle, które dotknęły jego lędźwi. Słowa psalmu sugerują, że Dawid był świadomy, iż chorobą, którą przyniosła nań Betszeba, żona Uriasza, była rezultatem grzechu. Abigail była jedną z żon Dawida, w tym kontekście jej wspomnienie stanowić musi pomyłkę autora.

nowana pani wojewodzina powiedziała mi mimochodem: „Miałam je sama, wszystkie moje córki i cała moja rodzina je miała. Przemierz Polskę, a zobaczysz, że mniej niż jedna ósma kobiet jest wolna od białych upławów...”. Zapytałem, czy wynikają one z klimatu, ale pani wojewodzina odpowiedziała, że w Polsce nigdy nie szuka się przyczyn zjawisk, nawet tych najprostszych, i że jest to zupełnie obojętne, skąd one pochodzą.

Polki nieczęsto odrzucają wyraźne zainteresowanie mężczyzn i łatwo poddają się ich zakusom. Pamiętam, jak pewnego wieczoru towarzyszyłem damie, która poszła spotkać się ze swoją przyjaciółką. Ta przybyła w blasku księżyca z dwiema ładnymi, młodymi dziewczynami. Nigdy wcześniej ich nie widziałem, ale zdecydowałem się usiąść w drugiej karecie z jedną z pańienek i jej młodszym bratem. Najpierw próbowałem mówić po polsku, co rozśmieszyło dziewczynę. Gdy stałem się bardziej śmiały, bez trudności zdobyłem jej sympatię i przychylność. Przygodę tę na pewno zakończyłbym jeszcze tego samego dnia, gdybym tylko miał ku temu okazję.

Pewnego razu uczestniczyłem w wiejskiej zabawie, na której było dużo ludzi. Tańczyliśmy prawie całą noc, a nad ranem wszyscy rozeszli się, żeby odpocząć. Przypadek sprawił, że znalazłem się obok dziewczyny, którą widziałem po raz pierwszy. Narzekała, że źle się jej leży i nie może zasnąć. Zapytała, czy miejsce moje nie jest wygodniejsze. Byłem tak zmęczony, że na początku nie zwróciłem na nią uwagi, ale gdy zapytała ponownie, oprzytomniałem nieco i zaproponowałem, że chętnie podzielę się z nią moim posłaniem. Zgodziła się, a niedługo potem dzieliliśmy już pewne przyjemności.

Innym razem (niech panie zechcą wybaczyć, nie mogę wszakże historii tej nie wspomnieć) jeden z moich przyjaciół poprosił mnie o radę, jak zdobyć pewną kobietę. Biedak wzdychał i był na skraju załamania. Będąc zupełnie zdesperowanym, myślał tylko o tym, jak pozyskać jej przychylność. Gdy poradziłem mu, aby działał gwałtownie, obruszył się. Ponieważ jego zachowanie nieco mnie zdenerwowało, a znałem łagodność tej damy, założyłem się z nim, że zdobędę ją pierwszego dnia. Mój przyjaciel przyjął zakład, a ja ukryłem go w sąsiednim pokoju, gdzie nie musiał długo czekać, żeby zobaczyć, że przegrał. Zabrałem go ze sobą, uspokoiłem i w ten sposób wyleczyłem z miłości i przesądów.

Myślę, że to wystarczy, aby przedstawić obyczaje kobiet w Polsce. Jeśli moje obserwacje wydają się zbyt skrótowe lub ktoś chce uzyskać bardziej szczegółowe informacje, mogą sięgnąć do swoich wspomnień, które zawierają liczne anegdoty na ten temat.

BRUD*

Czy same tylko ręczniki i woda mogą sprawić, że człowiek wyzbędzie się brudu? Odpowiedzcie, Polacy! Wy, którzy do tego jedynie sprowadzacie wielką i użyteczną sprawę higieny. Oczyszćcie się publicznie z wszelkich świństw, o których wam zaraz przypomnę. Zrozumcie, że brud szkodzi zdrowiu, jest przykry dla oczu i wręcz nieznosny dla nosa.

Przyjmijcie wreszcie do wiadomości, że nie możecie myć twarzy ani płukać ust wodą, w której wcześniej oczyszcziliście nos po zażyciu tabaki. Dmuchając go wprost do misy, wpuściliście do wody nieczystości, które powinny znaleźć się w chustce. Czy według was świnia, która tarza się w błocie, robi w istocie coś innego? Najpierw więc umyć ręce w świeżej i czystej wodzie; potem obmyć twarz, korzystając z nowej wody. Osuszyć się na koniec czystym ręcznikiem. Przepłuczyć usta świeżą i czystą wodą z umytego kielicha z kryształu, srebra lub złota. Wróćcie potem do szkoły i starajcie się zdobywać wiedzę.

Cały polski sekret tkwi w ukrywaniu brudu, a najczystszy Polakiem jest ten, który najlepiej zakrył swoją koszulę czy spodnie. Wszyscy wścivi Polacy, od pasterza po księcia, w takim samym stopniu są niechlujami. Prawdzie tej, dotkliwej dla oczu i nosa, naród nie próbuje nawet zaprzeczać.

Przyjrzyjcie się elegancko ubranemu Polakowi w jego narodowym stroju: materiał jest delikatny, obszyty bogatymi galonami, pas piękny. Nie nosi on żabotu, a wokół szyi ma przypięty diamentową szpilką niewielki kawałek białego, delikatnego batystu. Tenże sam materiał, który wyłożony jest na rękawy, tworząc mankiety, choć usztywniony, jest równie delikatny. Nosi wysokie, safianowe buty skrojone w stylu huzarskim, czapkę z piórami, zdobioną złotymi frędzlami i wielkimi chwostami. W sumie, na zewnątrz wygląda schludnie, a nawet elegancko.

Rozbierzcie tego eleganckiego *Tartuffe'a*²⁷, a zobaczycie, że pod tymi dwoma małymi kawałkami batystu znajduje się równie delikatna koszula, która była kiedyś biała, ale po co najmniej trzech tygodniach noszenia nabrała intensywnego żółtego odcienia *sambenito*²⁸. Na wewnętrznej stronie

* Upraszam czytelników, by rozdziału tego nie czytali po jedzeniu.

27 *Tartuffe*, obłudnik, hipokryta; tytułowy bohater komedii Molière'a *Świętoszek* (*Le Tartuffe ou l'Imposteur*, 1669).

28 *Sambenito*, okrycie pokutne ze zgrzebnego płótna, przywdziewane przez pokutników oraz skazanych przez inkwizycję.

spodni, w miejscu, w którym zakrywają one kość udową, znajdziecie zawartość jego nozdrzy, a ślady palców, które tam będą, stanowić będą świadectwo tego nieprzystojnego zajęcia, któremu się oddaje. Będzie tam także niewielki strupek, przypominający świerzb. Chcecie zdjąć temu przystojnemu panu jego eleganckie boty? Przyglądając się jego krótkim pończochom, które nie zakrywają stóp i sięgają jedynie do połowy łydki, znieść będziecie musieli odór octu. Ośmielcie się, jeśli możecie znieść ten smród, spojrzeć na te małe kawałki płótna, którymi są owinięte jego stopy, oraz na słomę, którą znajdziecie na dnie buta. Cóż za wspaniały zapach? Zwłaszcza latem! Cóż więc powiecie o tej pięknie wystrojonej świni? Ciekaw jestem, co byście powiedzieli, gdybyście zobaczyli, co znajduje się na jego głowie i na wąsach?

Chcecie doznać kolejnego obrzydzenia? Usiądźcie przy polskim stole. Wszystkie te świny jedzą z jednego koryta czy miski. Na własne oczy zobaczycie to, co sam widziałem: Polak zjada baranie nogi, wypłuka kości do miski, a potem podaje ją innemu gościowi, który bierze te same kości, wypłuka je tak samo i przekazuje dalej wokół stołu. Przyglądając się tysiącom innych podobnych przykładów, spróbujcie zachować spokój i nie dopuścić do wymiotów.

Z głębokim smutkiem przyjrzyjcie się jeszcze jednemu przykładowi panującego tam brudu, tym razem u kobiet. Spróbujcie to wyśmiać, jeśli tylko potraficie. Zapytajcie niewiasty spoza stolicy, dlaczego nie wiedzą, czym są bidety i do czego służą²⁹. Dlaczego koszule swoje zmieniają tylko podczas pełni. Dlaczego, mając ładne suknie i starannie ułożone włosy, noszą liche i brudne halki?

Wreszcie, drogi czytelniku, po tym wszystkim powiedz proszę tym polskim dwunożnym świniom, że ich małpi przodkowie z bólem patrzyliby na to, jak wielką niezręczność wykazują ich potomkowie, próbując naśladować najprostsze nawet z naszych zwyczajów. Powtarzaj wszędzie, że te dobre małpy, które nadal obierają śliwki i małe migdały, są znacznie zręczniejsze od niechlujnych Polaków, którzy do swoich potraw zamiast bulionu dodają mętny, budzący odrazę sos, którym człowiek może się nawet zatruć.

29 W niemieckim tłumaczeniu zdanie to wydawca opatrzył przypisem zdradzającym, że sam nie wiedział, do czego służy bidet: „Mieszkańcy Warszawy poznali ostatnio gąbkę do mycia (*le bidet*), ale nie wiem, czy sumiennie z niej korzystają.” (por. s. 74). Bidety, „rumaki czystości” rozpowszechniły się we Francji w I połowie XVIII wieku. Nazwa wywodzi się od małego, krępego konia (*le bidet*).

PODRÓŻE

Polacy przemierzają świat z próżności i pychy, wszędzie obnosząc się ze swoją niewiedzą. W obcych krajach marnotrawią tylko majątki, nie przejmując od innych narodów niczego poza wadami i głupstwami. Oszukują i deprawują każdego, kogo spotkają na swojej drodze. To właśnie ostateczny cel i efekt tych dalekich wypraw, które Polacy nazywają podróżami. Polak, nim zdoła przekroczyć granicę swojego kraju, zwykł oznajmiać wszem i wobec: „Planuję odwiedzić obce dwory”; tymczasem powinien wyrazić się skromniej: „Zmierzam do obcych krajów stroić z siebie głupca”.

Któż nie widział tych komediantów, obwieszonych orderami czy innymi haftowanymi i diamentowymi ozdobami. Błaznują oni w swych kręgach i oszukują zbyt łatwowiernych lub uczciwych kupców. Rejestry policyjne, papiery z *For-l'Évêque*³⁰, księgi kredytowe zawierające informacje o ponad milionie oszukanych pożyczkodawców z całego świata, dostarczają na to licznych dowodów. Jak powszechnie wiadomo, w dokumentach zgromadzonych w *For-l'Évêque* znajdował się zapis o uwięzieniu pewnego człowieka, usunięty, gdy człowiek ten zaczął panować nad brzegami Wisły. Nie jest także tajemnicą, że *For-l'Évêque* stanowi hotel dla ich polskich wysokości oraz ich przyjaciół hrabiów, którzy po zastawieniu wszystkiego w lombardzie, nie mają już orłów czy soliterów³¹, które mogliby zaoferować tłumowi wierzycieli, który ich otacza*.

Niechęć do pokazania światu swego prawdziwego oblicza stanowi utrapienie. Zobaczmy, do czego prowadzi Polaków. Wybierając się do obcych państw, Polacy zabierają ze sobą cały swój majątek, zgromadzony zwykle w postaci klejnotów i papierów. Wydają go bez umiaru na błahostki. Poza żalosnym luksusem nie znają bowiem innych przyjemności. Gdy sakiewki ich i portfele opróżnią się już z monet, papierów i kosztowności, najrozsądniejsi zaczynają myśleć o powrocie. Ponieważ ten musi być widowiskiem,

* Najbardziej przebiegli przewidują rozwój wydarzeń. W przebraniu przekraczają granicę i w ten sposób wymykają się swoim wierzycielom i policji.

30 *For-l'Évêque*, paryskie więzienie w dzielnicy Saint-Germain-l'Auxerrois; jego nazwa pochodzi od biskupiego sądu (*forum episcopi*), przy którym od XII wieku znajdowało się także więzienie. W latach 1676–1780 wykorzystywane przez władze państwowe.

31 Orzeł stanowi tu synonim kruszcowego pieniądza. Wyobrażenie tego dumnego ptaka, będącego godłem państw i domów panujących, wybijano na monetach. Soliter to z kolei duży kamień szlachetny oprawiony pojedynczo lub otoczony drobnymi kamieniami tego samego gatunku.

za duże pieniądze zatrudniają dla swoich dzieci guwernerów, artystów, lokajów, kamerdynerów itp., których przywożą do Warszawy jako świadków swojej wyimaginowanej wielkości. Oszukują biednych oficerów, którzy, uwiedzeni blaskiem ich imienia i nieznanej godności, opuszczają niekiedy swoje kraje, nie zdając sobie sprawy, że jedynym, co przyniesie im łatwość, będzie rozpacz.

Jeśli mi nie wierzycie, zapytajcie majora, który w Rosji cieszył się łaską i protekcją cesarzowej. Powie wam, dlaczego, przyjmując propozycje księcia A*** C***³², porzucił służbę w Rosji i ze swoją żoną i dziećmi przybył do Warszawy. Zapytajcie go na ostatku, dlaczego nie zasztyletował tegoż księcia, gdy po ośmiomiesięcznym pobycie i daremnych trudach zmuszony był opuścić Polskę z zaledwie 50 dukatami rekompensaty? Ten major jest ledwie jedną z setek tysięcy ofiar składanych przez Polaków obietnic, a może jest jedną z dziesiątek tysięcy ofiar samego księcia A*** C***. Niestety, przykłady te nie odstraszą ludzi, a liczba oszukanych wzrasta z każdym dniem.

Jeszcze niedawno przyjechało do Polski ponad stu francuskich oficerów, którzy w wyniku ostatniej reformy stracili swoje stanowiska w armii. Dostali oni w Paryżu od agenta księcia A*** C*** patenty na stopnie oficerskie w jakimś niedorzecznym pułku Massalskiego, wystawione w imieniu hetmana wielkiego i księcia biskupa litewskiego³³. Co stało się z tymi żołnierzami? Ci nieszczęśnicy, oszukani przez upartego głupca i przystrojonych w książęcy kołpak i biskupią mitrę kanciarzy, radzić musieli sobie, jak tylko mogli. Towarzysze, czy skłamałem?

Warszawa i majątki bogatych Polaków to wielkie więzienia, wypełnione przedstawicielami wszystkich narodów: znajdziecie tam murzynów, karłów, a nawet Turków. Wszystkich zmyliły złożone im obietnice lub zawarte umowy, które okazały się marną gwarancją. W Polsce sukces odnosi tylko jedna grupa ludzi – awanturnicy. Ci, którzy zręcznie oszukują w karty, wobec polskich panów odznaczają się wyszukaną grzecznością, którzy z wprawą rujnują nie dość rozsądnych wierzycieli i kurtyzany, zyskują uznanie i szacunek.

32 Autor miał na myśli swego dawnego protektora, Adama Kazimierza Czartoryskiego.

33 VI Regiment Pieszy Wielkiego Księstwa Litewskiego, oddział piechoty sformowany w grudniu 1775 jako dar biskupa wileńskiego Ignacego Massalskiego, nazwę i szefostwo oddziału zagwarantowano dla domu Massalskich. Związane z nim nazwisko francuskiego awanturnika Philippe'a Macquarta barona de Rullecourt. Zwerbowany w Paryżu przez przebywającego tam hetmana wielkiego litewskiego Michała Kazimierza Ogińskiego lub jego bliskiego współpracownika Franciszka Ksawerego Chomińskiego odpowiedzialny miał być za zaciąg do VI regimentu pieszego. Wsławił się jednak ucieczką z kasą pułkową.

Ten, kto jest zbyt uczciwy, by stosować te poniżające metody, jest wyśmiewany lub umiera z głodu. „Niech robi jak inni” – mówią zawsze „uczciwe” dusze w Polsce. A przed chwilą dowiedliśmy właśnie, co robią ci inni.

POJEDYNKI

Od roku 1700 Polacy oddali 75 728 strzałów z pistoletów. W tym samym czasie naostrzyli około 1 136 709 szabel. Cały ten proch spalony został w pojedynkach. Szabli dobywano w tym samym celu. Ilu było zabitych? Jedna tylko osoba, w 1776 roku. Prawdę mówiąc, trzeba być naprawdę wyjątkowo niezdarnym, by zabić tak mało osób w sytuacji, w której pistolety naładowane są prawdziwymi nabojami, a szable dobrze naostrzone.

Najlepiej byłoby w ogóle się nie bić; ale gdy jest się już do tego zmuszonym, gdy pistolet został już naładowany, a szabla naostrzona, trzeba przebić brzuch lub roztrzaskać głowę przeciwnika, aby dowieść walki z zaangażowaniem. W Polsce istnieje oparty na prawie religijnym zwyczaj, który nakazuje sekundantom pogodzić zwaśnione strony po oddaniu trzech chybionych strzałów. Do czego prowadzi to prawo? Do wychowania tchórzów i agresorów.

W Polsce pojedynki nie są motywowane głęboko zakorzenionymi zasadami honoru. Wszystkie mają swój początek w winnicach Węgier i Szampanii. Polak, któremu prywatnie ubliżono, o ile jest trzeźwy, pozostaje zwykle niewzruszony. Jednak ten sam Polak, po wypiciu ośmiu czy dziesięciu butelek, bez skrupowania obraża i policzkuje swojego przeciwnika. Jawny charakter tych ubliżeń sprawia, że ten czuje się zobowiązany do obrony swojego honoru, co skutkować musi pojedykiem.

Wraz z inną jeszcze osobą byłem świadkiem bójki między dwoma oficerami: bili się na pięści, kopali nawzajem i rzucali krzesłami. Po chwili namysłu objęli się po przyjacielsku i poprosili nas, świadków, o wybaczenie ich niestosownego zachowania i dyskrecję.

Chociaż kolejnego zdarzenia nie widziałem na własne oczy, bez wątpienia i ono jest prawdziwe. Hetman, który zaprosił na kolację wielu młodych ludzi z dobrych domów, przy kieliszku zaproponował jednemu z nich, aby obraził wielokrotnie upokarzanego już wcześniej hrabiego. Młodzieniec odmówił i wraz z bratem udał się natychmiast do powozu, z zamiarem udania się na nocny spoczynek. Hetman, rozgrzany, wykrzyknął: „Młody tchórz!”. Wypił jeszcze jedną butelkę szampana, a następnie tę samą propozycję złożył innemu młodzieńcowi. Gdy napotkał tę samą niechęć, jeszcze bardziej rozwścieczony powiedział do młodego człowieka: „Myślałem, że jesteś dzielny mężczyzną, ale widzę, że jesteś tchórzem, jak inni”. Po tych

obelgach polecały szklanki i talerze. W końcu, aby przywrócić porządek, wkroczyć musieli lokaje. Hetman zakończył sprawę zgodnie z polską tradycją, składając w usta poranionego młodego mężczyzny trzy lub cztery pocałunki.

Wielcy polscy panowie jeszcze mniej skłonni są do pojedynków. Zawsze na swoich usługach mają bowiem obrońców gotowych oddać strzały w ich imieniu. Aby móc przytrzeć pańskiego nosa, trzeba by najpierw pokonać całą kompanię miernych najemników, dla których pojedynki są jedynym źródłem dochodu.

Wszystkie pojedynki odbywają się według ustalonego porządku. Gdy Polak zostanie znieważony, choćby spoliczkowany, wraca spokojnie do domu, a następnie na piśmie wyzywa przeciwnika na pojedynek. Wyznacza jego miejsce, wskazuje godzinę oraz określa rodzaj broni. Następnie wybiera sekundanta, zaprasza przyjaciół, a w ustalony dzień, w towarzystwie krewnych czy znajomych, wyrusza do miejsca oddalonego od Warszawy o co najmniej trzy mile. Stanowi to minimalną odległość od stolicy, którą wyznacza prawo³⁴. Pierwszy z przybyłych na miejsce duelistów w oczekiwaniu na przeciwnika zwykle upija się; drugi robi zresztą to samo. Gdy obaj uczestnicy stawiają się na miejscu, udają się na równą polanę, gdzie rozpoczynają dyskusję o wyborze pozycji i ustaleniu odpowiedniej odległości. Sekundanci rozdzielają ich i podają im pistolety.

Gdy rozbrzmiewa sygnał, padają strzały; zawsze niecelne. Jeśli sprawa tego wymaga, strzela się ponownie, i tym razem jednak bez skutku. Po trzecim, także chybnym strzale, sekundanci ogłaszają koniec pojedynku. Następnie zabierają swoich podopiecznych, nakłaniają ich do padnięcia w ramiona przeciwnika i złożenia wzajemnych przeprosin. Gdy to nastąpi, stają na czele orszaku i udają się wspólnie na przygotowany zawczasu obiad. Tam, w oparach szampana, zapominają o dymie z pistoletów, strach zaś zastępują radości Bachusa. Goście wznoszą toast za zdrowie obu bohaterskich amfitrionów³⁵.

Gdyby w tym wszystkim było więcej prawdziwości, mniej zaś pozorowania jedynie honoru i odwagi, bić mógłbym brawo. W końcu nie było bo-

34 Pojedynki w epoce staropolskiej były zakazane. Zgodnie z prawem uchwalonym w 1688 roku w wyjątkowych okolicznościach specjalne pozwolenie na walkę wydać mógł monarcha. III statut litewski (1588) przewidywał karę śmierci za zabójstwo w wyniku pojedynku. Na mocy artykułów marszałkowskich rozlew krwi w miejscu pobytu króla również podlegał surowym sankcjom. W armii samo wyzwanie na pojedynek traktowano jako przestępstwo zagrożone karą śmierci.

35 *Amfitrion*, postać z mitologii greckiej; w przenośnym znaczeniu gościnny pan domu lub fundator przyjęcia.

wiem ofiar śmiertelnych, nie doszło do rozlewu krwi, a przy tym z jednego tylko spoliczkowania tak wiele osób odniosło korzyści: sprzedawca wina, handlarz prochem, zarządca poczty i karczmarsz. Tak właśnie zachowują się w Polsce najdzielniejsi śmiałkowie. Zobaczmy, jak postępują ci mniej waleczni.

Jak zawsze, wyzwanie na pojedynek jest wysyłane pocztą, ale jego termin jest odsuwany na później. Ci, którzy boją się śmierci, próbują odroczyć pojedynki, spowiadają się, piszą testamenty, żegnają się z przyjaciółmi i zabiegają o mediację. Ich przyjaciele wystosowują przeprosiny i negocjują w imieniu tych zhańbionych biedaków warunki pojednania. Uważają się za szczęśliwców, gdy za odpowiednią cenę odzyskać będą mogli spokój ducha bez konieczności walki.

Lękliwość i tchórzostwo Polaków sprawia, że mogą istnieć zawodowi rozbójnicy, dla których jedynym źródłem dochodu są bogaci ludzie i wielcy panowie. Gdy szukają z nimi sprzeczki lub prowokują do kłótni, zawsze mają na celu ich majątek. Bogaci, wiedząc o tym, bez oporu poluźniają sznurki swoich sakiewek, aby zaspokoić głodne bestie.

Do usług rozbójników tych wielu Polaków chętnie się odwołuje. Książę A*** C***, książę L*** itp., wykorzystują ich jako tajne narzędzia swojej nienawiści lub zemsty, płacąc im za obrażanie innych książąt, wielkich panów i innych. Być może zapłacą im dzisiaj, aby obrazić także i mnie. Ponieważ jednak nie mam ochoty się bić, odpowiem: „Powiedz temu człowiekowi, który cię posłał, że miałem już wiele takich sytuacji w przeszłości i nie potrzebuję więcej. Jedyne czego pragnę to wycelować prosto w oczy polskiego księcia. Oddalimy się od siebie na cztery kroki i ładujemy pistolety, oto moje warunki. Jeśli znajdziesz u siebie księcia, który jest równie wrażliwy na punkcie swojego honoru, jak ty jesteś podły i nikczemny, z przyjemnością się z nim zmierzę. Masz moje słowo”.

ZAKOŃCZENIE

Nie chcąc nadużywać cierpliwości czytelników, postanawiam zakończyć opis występków i śmiesznych zwyczajów Polaków. Zanim jednak zakończę, poproszę czytelnika, aby przypomniawszy sobie to wszystko, co napisałem, i dał się przekonać, że Polak to najbardziej nikczemny, zasługujący na największą pogardę ze względu na swoje haniebne czyny, najpodlejsze, najbardziej odrażające, nieuczciwe, wulgarne i przebiegłe, najgłupsze i najtchórzliwsze stworzenie spośród wszystkich małych, które kiedykolwiek zamieszkiwały, zamieszkują i będą zamieszkiwać lasy Ameryki i Królestwa Konga.

ABBILDUNGSVERZEICHNIS / SPIS ILUSTRACJI

Il. 1. Jakob de Bondt, *Historiae naturalis et medicae Indiae Orientalis libri sex*, wyd. Willem Piso, Amstelaedami 1658, s. 84, Universidad Complutense de Madrid, BH DER 16485 (s. 21).

Il. 2. Nicolaes Tulp, *Observationes medicae*, Amstelaedami 1672, s. 271, Universidad Complutense de Madrid, BH FG 1097 (s. 22).

Il. 3. [Louis de Kermorvand], *Der Orang-Outang in Europa oder der Pohle nach seiner wahren Beschaffenheit*, Californien [i. e. Berlin] 1780, Sächsische Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek Dresden, 2.A.6946 (s. 42).

Il. 4. Georg Heinrich Borowski, *Natürliche Abbildungen der merkwürdigsten saugenden oder vierfüßigen Thiere nach ihren Geschlechtern*, Berlin 1780, Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen, 8 ZOOL I, 7234:1, Taf. (s. 91).

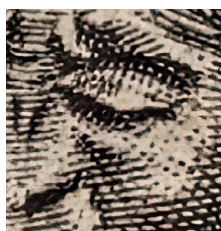
Il. 5. George Edwards, *Gleanings of Natural History, Exhibiting Figures of Quadrupedes, Birds, Plants, etc.*, London 1758, s. 6/7, Universidad Complutense de Madrid, BH MED 7145 (s. 92).

Il. 6. [Louis de Kermorvand], *L'orang-outang d'Europe ou le Polonois tel, qu'il est* [Hambourg 1779], Biblioteka Narodowa w Warszawie, SD XVIII.1.141 adl. (s. 110).

QUELLEN UND DARSTELLUNGEN ZUR DEUTSCH-POLNISCHEN BEZIEHUNGSGESCHICHTE IN DER FRÜHEN NEUZEIT UND IM 19. JAHRHUNDERT

In der Publikationsreihe erscheinen sowohl kritische Quelleneditionen als auch monografische Studien zu den deutsch-polnischen Beziehungen vom 16. bis zum 19. Jahrhundert.

Ziel der Reihe ist es, den deutschen Beitrag zum multikulturellen Leben Polen-Litauens und den polnischen Beitrag zur deutschen Kultur von der Frühen Neuzeit bis ins sogenannte lange 19. Jahrhundert aufzuzeigen. Die Reihe richtet sich an ein breites Publikum und wird in elektronischer Form, ausgewählte Beiträge auch in kleiner gedruckter Auflage, veröffentlicht.



ŹRÓDŁA I OPRACOWANIA DO DZIEJÓW STOSUNKÓW POLSKO-NIEMIECKICH W EPOCE NOWOŻYTNEJ I XIX WIEKU

W ramach serii wydawane są krytyczne edycje źródłowe oraz monografie dotyczące stosunków polsko-niemieckich we wczesnej epoce nowożytnej i XIX wieku. Celem serii jest ukazanie wkładu kultury i języka niemieckiego w rozwój wielokulturowej dawnej Rzeczypospolitej, zarazem zaś roli języka i kultury polskiej w Niemczech od wczesnej nowożytności aż do tzw. długiego XIX wieku. Niniejsza seria skierowana jest do szerokiego kręgu odbiorców, stąd też publikowana jest głównie w formie elektronicznej, a wybrane publikacje ukazują się również w niewielkim nakładzie drukowanym.



ISBN 978-83-68366-08-2



9 788368 366082